

# PHILOKLES

---

Zeitschrift für populäre Philosophie – Heft 1/2 2003



ISSN: 1437-806X – Schutzgebühr: € 5,00

# Inhalt

<b>Editorial</b>		1
<b>Interview</b>	„Terrorismus‘ ist ein Kampfbegriff‘ <i>Georg Meggle</i> im Gespräch mit PHILOKLES	3
<b>Diskussion</b>		
Text		
<i>Ulrike Kleemeier</i>	Der Krieg als Gegenstand philosophischen Denkens	17
Kommentare		
<i>Frank Dietrich</i>	Der Begriff des Krieges	27
<i>Daniel Meßelken</i>	Moralphilosophie <i>oder</i> Realismus?	29
<i>Pirmin</i>		
<i>Stekeler-Weithofer</i>	Zum Begriff des Krieges	32
<i>Markus Wolf</i>	Heißt realistisch sein auf Normativität verzichten?	42
Replik		
<i>Ulrike Kleemeier</i>		48
<b>Leseprobe</b>	Carl von Clausewitz, Vom Kriege – ausgewählt und vorgestellt von <i>Peter Heuer</i>	58
<b>Rezension</b>	Humanität im Spiegel von Unmenschlichkeit, zu: Jonathan Glover, <i>Humanity. A moral history of the twentieth century</i> , London 2001, <i>Kathi Beier</i>	68
<b>Kolumne</b>	<i>Henning Tegtmeier</i> , Denken und Handeln. <i>Nach dem Terror</i> im Feuilleton	73
<b>Zu den Illustrationen</b>		77
<b>Autorinnen, Autoren</b>		78
<b>Impressum</b>		79

## Editorial

Die Welt, in der wir leben, ist nicht friedlich. Das Ende jenes vierzigjährigen bedrohlichen Friedens, den man den ‚Kalten Krieg‘ nannte, hat der Menschheit nicht wie erhofft ein Ende der Geschichte von Kriegen und politischer Gewalt gebracht. Im Gegenteil. ‚Neue Kriege‘ (Herfried Münkler) destabilisieren weite Teile der Welt, alte Konflikte wie der zwischen Indien und Pakistan drohen zu eskalieren, da kein Gleichgewicht überlegener Mächte sie mehr in Schach hält. Hinzu kommt seit dem 11.9. 2001 ein sich beständig ausweitender ‚Kampf‘ bzw. ‚Krieg gegen den Terror‘. Das kriegsmüde Europa steht vor der immensen Schwierigkeit, seine Position in dieser Welt(un)ordnung zu finden.

Was immer Philosophie in einer solchen weltpolitischen Lage zu leisten vermag, eines kann sie sicher nicht: die politischen Probleme lösen, welche diese Situation herbeigeführt haben. Doch sie kann uns zumindest helfen, sie überhaupt zu verstehen, indem sie versucht, verstehensnotwendige Grundbegriffe zu erhellen. Das ist die angestammte Aufgabe politischer Philosophie. Nun zeigt sich, dass wir (noch) in einer Welt leben, in der zu einer gründlichen politischen Philosophie auch eine Philosophie des Krieges gehört.

Eine solche Philosophie des Krieges wird allerdings über die Binsen-

weisheit hinausgehen müssen, dass Krieg ‚im Prinzip‘ ein Übel, ‚in der Praxis‘ aber manchmal unvermeidlich ist. Sie wird sich ferner nicht damit begnügen, Bedingungen zu formulieren, unter denen ein Krieg gerecht(fertigt) sein kann. Vielmehr wird sie versuchen, das Wesen des Krieges selbst in seiner Vielgestaltigkeit zu begreifen. Das jedenfalls fordert Ulrike Kleemeier. Sie plädiert für eine Philosophie des Krieges im Geist von Thukydides, Hobbes, Spinoza oder Clausewitz.

Georg Meggle geht im Interview dem Problem der richtigen Beurteilung politischer Gewalt, insbesondere politischen, auch staatlichen Terrors nach.

Eine ausführliche Leseprobe aus Carl von Clausewitz’ klassischer Theorie des Krieges und eine Rezension zu Jonathan Glovers philosophischer Geschichte der politischen Menschheitsverbrechen im 20. Jahrhundert beleuchten auf je eigene Weise den Zusammenhang von Krieg, Politik und Moral. Dabei zeigt sich, dass sich das philosophische Nachdenken über den Krieg Moralblindheit ebenso wenig leisten kann wie ein naives Moralisieren.

*Henning Tegtmeier*

P.S.: Das Thema Krieg fordert eine gewisse Ausführlichkeit. Entsprechend erscheint PHILOKLES diesmal als Doppelheft.



## „Terrorismus‘ ist ein Kampfbegriff“

Georg Meggle im Gespräch mit PHILOKLES

*Georg Meggle ist Professor für Philosophische Grundlagen der Anthropologie und Kognitionswissenschaften am Institut für Philosophie der Universität Leipzig. Seine wichtigsten Arbeiten veröffentlichte er auf dem Gebiet der Kommunikations- und der Handlungstheorie; verwiesen sei u.a. auf Grundbegriffe der Kommunikation (1981, <sup>2</sup>1997) und den von ihm herausgegebenen Band Analytische Handlungstheorie (1977, <sup>2</sup>1985). In jüngster Zeit beschäftigt er sich auch mit Fragen der Kriegs-Ethik. So nahm er bereits im Mai 1999 öffentlich zum Kosovo-Krieg Stellung („Ist dieser Krieg gut? Ein ethischer Kommentar“, erschienen in: Reinhard Merkel (Hg.), Der Kosovo-Krieg und das Völkerrecht, Frankfurt a. M. 2000). Im Sommersemester 2002 und im Wintersemester 2002/03 organisierte und leitete Georg Meggle die öffentliche Universitäts-Ringvorlesung „Terror und der Krieg gegen ihn“. Sein Vortrag „Terror & Gegen-Terror“ wurde in der Deutschen Zeitschrift für Philosophie veröffentlicht (DZPhil, Heft 1/2002, 149-162). Seine am 11. März in der Albertina (Uni-Bibliothek Leipzig) vorgetragenen „Gedanken zum Irak-Krieg“ stehen im Netz: [www.uni-leipzig.de/~philos/meggle.htm](http://www.uni-leipzig.de/~philos/meggle.htm)*

Der Irakkrieg begann am 20. März 03. Das folgende Gespräch wurde am 14. Februar 03 geführt. Wir haben Georg Meggle um einen Nachtrag gebeten. Er meint, der sei nicht nötig.

**PHILOKLES:** *Seit dem 11.9.01 gibt es eine breite wissenschaftliche und intellektuelle Beschäftigung mit dem Thema Krieg und Terror. Was können Philosophen zur Diskussion beitragen? Sollte das Thema vorwiegend philosophisch behandelt werden?*

**Meggle:** Dass es eine breite wissenschaftlich-intellektuelle Behandlung gibt, sehe ich nicht, auch wenn es viele gibt, die sich mit den Themen Krieg und Terror beschäftigen. Aber eine echte große und offene intellek-

tuelle Debatte, zu der ja mehr gehört als nur die Abgabe von Erklärungen, habe ich bisher noch nicht gesehen, abgesehen von wenigen Beiträgen, wie denen von Noam Chomsky oder Arundhati Roy.

**PHILOKLES:** *Veröffentlichungen zu Krieg und Terror kommen von Soziologen, Politologen, Historikern, zum Teil auch von Psychologen und Theologen.*

**Meggle:** Okay, aber zu einer intellektuellen Debatte gehörte schon

mehr. Aber sei's drum. Was kann der Philosoph beitragen? Eben das, was ein Philosoph macht, am besten also: sich zunächst einmal naiv stellen und fragen: Was ist hier eigentlich los? In der Ringvorlesung *TERROR & DER KRIEG GEGEN IHN* hat das am deutlichsten Rüdiger Bittner vorgeführt. Das ist auch meine Lieblingsmethode. Bei diesem Thema fiel mir diese besonders leicht. Denn ich wusste wirklich nicht, was ich von dem Ganzen zu halten habe. Inzwischen, nach der Ringvorlesung und dem weiteren Weltverlauf, weiß ich es ein bisschen besser, glaube ich.

Mein Motiv für die Initiierung und Organisation der Ringvorlesung war die Frage: Was muss ich tun, um in die Lage zu kommen, ein bisschen besser durchzublicken? Wie bei allen großen Themen ist die Gefahr dabei, dass man denkt, zuerst müsse man furchtbar viel gelesen haben. Auch ich hatte das anfangs geglaubt. Aber jetzt habe ich den Eindruck, das hilft einem nicht richtig. Das liegt in diesem Fall auch am Thema; Desinformation ist im Kontext von Terror und Krieg der Normalfall; echte Informationen sind kaum zu bekommen. Das mühsame Geschäft für den Philosophen ist, sich zu überlegen, was genau die Fragen sind, die man stellen muss, damit man besser durchblickt.

**PHILOKLES:** *Um Antworten geht es also erst in zweiter Linie; wichtiger ist, die richtigen Fragen zu stellen?*

**Meggle:** Ob es dann wirklich die richtigen Fragen sind, weiß ich auch nicht. Wichtig ist aber: sich nicht von der Masse angeblicher Informationen erschlagen bzw. in eine bestimmte Richtung lenken zu lassen. Ich sehe nicht fern; aber selbst die meisten mündlichen oder schriftlichen ‚Informationen‘, die ich aus den Medien mitbekomme, sind doch ziemlich oberflächlich. Sich gegen die Flut scheinbarer Informationen zu wehren, das ist verdammt schwer.

**PHILOKLES:** *Sie legen Wert darauf, dass Sie sich dem Thema als analytischer Philosoph nähern. Was ist daran so wichtig? Gegen wen richten Sie sich mit dieser Betonung?*

**Meggle:** Speziell bei diesem Thema ist eine Unterscheidung verschiedener philosophischer Methoden nicht so relevant. Es gibt keinen philosophischen Hintergrund, mit dem man hier etwas anfangen könnte. Das Thema ist so überkomplex, dass es vor allem darauf ankommt, einen klaren Kopf zu bewahren. Das ist das A und O. Natürlich könnte man mit der Geschichte des Bösen einsteigen oder das ganze religionsphilosophisch aufziehen. Aber ich finde, das ist nicht der richtige Weg. Bei vielen Dingen, die mit der Realität zu tun haben, ist die Philosophie zudem eher eine Gefahr als eine Hilfe. Man glaubt, sich auf einem sicheren Boden zu bewegen, nur weil es der Boden ist, auf dem man sich auskennt. Beim Thema Terror

kommt hinzu: Das Ganze ist eher eine Nervensache, weniger eine nur für den Kopf. Den Kopf nicht zu verlieren, das ist beim Thema Terror auch für den Philosophen das Wichtigste. Ob ich da Hermeneutiker bin, kritischer Theoriefan oder analytischer Philosoph, ist ziemlich egal. Trotzdem glaube ich, dass analytische Philosophen von ihrer Ausbildung her *summa summarum* eher darauf trainiert sind, auch bei heißen Themen einen kühlen Kopf zu bewahren. Notwendig ist ferner ein bißchen Mut. Aber der hat wohl weniger mit philosophischen Richtungen zu tun.

**PHILOKLES:** *Eine Diskussion um das Thema gerechter Krieg gibt es seit Augustinus. Seit wann steht auch Terror im Blickfeld philosophischer und wissenschaftlicher Analysen?*

**Meggle:** „Terror“ bzw. „Terrorismus“, das hatte zuerst einen positiven Klang. Zumindest aus der Sicht derer, die diese Worte verwendeten. In den ersten Jahren der Französischen Revolution war Schreckensherrschaft keineswegs etwas Negatives – nicht aus der Sicht der jakobinischen Revolutionärsfraktion. Terror – das war sozusagen angewandte Volkspädagogik. Das Volk sollte eine Läuterung durchmachen, eine Art Gehirnwäsche, die den Menschen wieder zu dem macht, was er sein soll. Es ging nicht darum, die Leute einfach kaputt zu machen. Die phi-

losophische bzw. intellektuelle Debatte über den Terrorismus setzte schon in der Endphase der Revolution ein. Das Wort „Terror“ verlor, kein Wunder bei dem häufigen Gebrauch der Guillotine, seinen ehemals positiven Klang ziemlich rasch. Später gab es, nach russischen Gruppen, deren Attentate sich stark selektiv nur gegen wirklich Schuldige richten sollten, einige Gruppen (Sezessionisten oder andere Aufständische), die den Schrecken als Mittel in Guerillakämpfen einsetzten. Auch in der Chinesischen Revolution spielte Terror eine zentrale Rolle.

Es gibt daneben auch theologische Wurzeln, in den Phasen etwa, in denen mit Endzeitvorstellungen operiert wurde. Dabei war vor allem der Glaube im Spiel, dass, ehe es wirklich gut wird, die Menschheit noch eine Phase von Furcht und Schrecken durchlaufen muss. Stichwort: die Wiedertäufer in Münster; oder einige Wiedergeborene in den USA. Aber solche historischen Geschichten standen bei mir bisher nicht so im Mittelpunkt.

**PHILOKLES:** *Was hat Sie dazu gebracht, sich mit dem Terror und dem Krieg gegen ihn auseinander zu setzen?*

**Meggle:** Durch den 11. September war ich natürlich geschockt wie alle. Ich dachte aber sofort: Dazu muss man als Unilehrer unbedingt ein Seminar machen. Nicht nur aus in-

tellektueller Neugierde; vielmehr, um wenigstens ein klein wenig etwas gegen die Angst zu tun, die jeder hat. Angst überwindet man am besten, indem man nicht alleine bleibt und alleine über die Angst und deren Ursachen nachdenkt. Das war mein psychologisches Motiv. Dann merkte ich bald, dass schon der Hauptbegriff „Terrorismus“ schrecklich unklar ist. Ich war erstaunt, wie wenig gute Literatur es dazu gibt. Es gibt massig Veröffentlichungen, an die Tausend Artikel zum Begriff des Terrors und Hunderte unterschiedliche Definitionen. Da wird schnell deutlich, dass vieles nur oberflächlich durchdacht ist. Ich wollte mich mit dem Thema intensiver beschäftigen. Ich versuche das weiterhin, habe aber inzwischen den Eindruck: es ist im Grunde schlicht für die Katz'. Erstens interessiert es kaum jemanden, und selbst wenn es interessiert, so spielt es, zweitens, in der Realität und für diese kaum eine Rolle. Terrorismus *soll* ein Kampfbegriff bleiben; der Begriff *soll* immer wieder für Totschlagargumente gut sein, je nach Bedarf. Genauere Erklärungen sind in diesem Kontext überhaupt nicht erwünscht.

**PHILOKLES:** *Kurt Flasch hat in der Ringvorlesung darauf hingewiesen und Ulrike Kleemeier betont ebenfalls, dass die einschlägigen Theorien des gerechten Krieges historisch bedingt und heute möglicherweise veraltet sind. Glauben Sie,*

*dass man mit diesen Theorien heute noch etwas anfangen kann?*

**Meggle:** In der Tat war eine der Hauptthesen von Flaschs Beitrag, dass Gerechte-Kriegs-Kriterien dem Kontext des Mittelalters verhaftet sind. Was die Genese angeht, stimmt das, auch wenn man sagen muss, dass schon Augustinus seinerseits sehr viel von Cicero übernommen hatte. Ich denke, man muss mehrere Dinge auseinander halten.

Erstens: Was ist die Grundidee? Es geht, allgemeiner, um die Rechtfertigbarkeit von Gewalt generell, nicht nur um den speziellen Fall des Krieges und um dessen Bewertung. Der beste Einstieg ist: Wir betrachten Kriegsrechtfertigungen als speziellen Fall einer allgemeinen Rechtfertigbarkeit von Gewalt in Notwehr- und Nothilfesituationen. Kriterien dafür gab es nicht nur im Mittelalter, es gibt sie heute z.B. auch im deutschen StGB.

Zweitens aber ist wichtig: Wie wurde und wie wird diese Grundidee ausgestaltet? Hier spielen die verschiedenen historischen Epochen eine Rolle, weil die Kriterien für die Bewertung von Gewalt in ihrer jeweiligen Anwendung natürlich Antworten auf konkrete historische Problemsituationen sind. Es ist ein Unterschied, ob man das Gerechte-Kriegs-Kriterium einführt, um damit, wie im Mittelalter der Fall, das Überhandnehmen des Fehdewesens zurück zu drängen, oder ob man es für die Rechtfertigung bzw. Verur-



teilung von Atomwaffeneinsätzen heranzieht. Darum ging es ja in dieser großen Gerechte-Kriege-Debatte. Die für Philosophen interessanteste Frage berührte damals den Kern der nuklearen Abschreckungspolitik: Falls der Einsatz von A-Waffen verboten ist, ist dann auch bereits die Drohung mit einem solchen Einsatz für den Fall eines Angriffs verboten? Das war eine sehr wichtige und lehrreiche Debatte.

Die Einschätzung von Flasch, die Debatte um den gerechten Krieg sei an das Mittelalter gebunden, ist falsch. Mein großer Einwand gegen seinen Einwand: Was sind denn die Alternativen? Ich kenne keine.

**PHILOKLES:** *Würden Sie die These unterschreiben, dass Theorien des gerechten Krieges früher eher Theorien der Kriegsvermeidung und Bestandteil einer umfassenden Friedensethik waren, während sie heute dagegen Bestandteil von Kriegs- und Gewaltethiken sind, also dazu dienen, den Krieg als ein etabliertes Mittel der Politik zu rechtfertigen?*

**Meggle:** Das sehe ich nicht so. Sonst würde ich mich nicht intensiver damit beschäftigen. Theorien des gerechten Krieges hatten und haben stets eine doppelte Funktion. Sie sind nicht nur ein Instrument zur *Rechtfertigung* von Gewalt und Krieg; sie sind auch ein Instrument der *Verurteilung* von Gewalt und Krieg. Die These, dass etwas nur dann als gerechter Krieg gelten

kann, wenn es bestimmte Kriterien erfüllt – diese These ist ein zweischneidiges Schwert. Es kann miss- oder gebraucht werden zur Rechtfertigung, es kann genauso aber auch anders herum ausgehen: sind die betreffenden Kriterien nicht erfüllt, ist der geplante oder laufende oder zurückliegende Krieg nicht o.k. So beispielsweise 1542, als Karl V. seine berühmte Ethik-Kommission in Valladolid einberufen hatte, die beurteilen sollte, ob die Vorgehensweise der Spanier gegen die Indianer in Südamerika ein Fall von gerechter Gewaltanwendung sei. Das Kommissionsvotum war negativ. Die Kriegsführung der Conquistadoren sei kein gerechter Krieg, also ein Verbrechen. Trotzdem hat Spanien den Krieg natürlich weiter geführt. Aber das kann man nicht der Kommission anlasten. Die hatte ein klares Urteil gefällt.

Dass viele Herrscher, damals wie heute, das Gerechte-Kriegs-Instrumentarium zu Propagandazwecken missbrauchen, das ist kein Einwand gegen das Gerechte-Kriegs-Konzept als solches: Ebenso wenig, wie es ein Einwand gegen die Menschenrechte wäre, wenn jemand darauf verweist, dass auch die Menschenrechte gelegentlich zur Kriegsrechtfertigung herhalten müssen – und dies keineswegs immer zu Recht.

**PHILOKLES:** *Sehen Sie eine Verbindung zwischen Theorien des gerechten Krieges und dem Thema Terror?*

**Meggle:** Nicht direkt. Terror gibt es nicht nur in Kriegen. Kann der Einsatz von Terror gerecht – einfach im Sinne von: rechtfertigbar – sein? Bei der Beantwortung dieser Frage kommt es darauf an, wie man die unterschiedlichen Arten von Terror erfasst. Wenn Terror *nicht* auf bestimmte Formen der Gewaltanwendung gegen Unschuldige begrenzt sein soll, warum sollte Terror dann unter Extrembedingungen nicht rechtfertigbar sein?

Wenn das ganz undenkbar wäre, hätte auch die Frage nach der Rechtfertigbarkeit von Kriegen keinen Sinn. Denn Kriege sind ihrer Art nach von solch massiver Gewalt, dass man sich gar nicht vorstellen kann, dass nicht irgendwelche Leute, primär sicher Kinder, durch ihn terrorisiert und für ihr ganzes Leben traumatisiert werden. Krieg impliziert Terror.

Terror ist aber nicht notwendig an Kriege geknüpft. Terror wird oft (aber sicher nicht nur) von denen benutzt, die gar nicht in der Lage sind, Kriege zu führen, entweder weil sie die Mittel dazu nicht haben oder weil der Gegner so stark ist, dass normale militärische Gewalt gegen ihn völlig zwecklos ist. Gäbe es eine Macht, die so mächtig ist, dass auf der ganzen Welt keine andere militärisch etwas gegen sie ausrichten kann, dann spricht alles für die Prognose, dass genau dies zu einer der motivierendsten Quellen für den Terrorismus würde. Diese Quelle wird, so wie es aussieht, in Zukunft

mit Sicherheit reichhaltiger sprudeln.

**PHILOKLES:** *Gibt es ein klares Kriterium, das es erlaubt, Kriegshandlungen von Terrorakten zu unterscheiden? Der Politologe Herfried Münkler argumentiert, die Anschläge vom 11.9. können auch als Kriegshandlungen verstanden werden, wenn man Clausewitz' sehr allgemeine Kriegsdefinition zugrunde legt, wonach Krieg ein Aufeinandertreffen zweier Willen ist, die einander mit den Mitteln der Gewalt zu brechen versuchen.*

**Meggle:** Der normale Begriff von Krieg ist nicht so weit. Vielmehr versteht man unter Krieg den Einsatz von massiver militärischer Gewalt zu politischen Zwecken *zwischen Staaten* oder zwischen politischen Gruppierungen in einem Staat, wie bei Bürger- oder Guerillakriegen. Man muss den Kriegsbegriff schon sehr weit ausdehnen, damit der 11. September darunter fallen kann.

Ich kann diese Erweiterung nicht empfehlen. Andernfalls verliert man die Besonderheiten von Terrorakten aus den Augen. Die 11.-September-Attentate wurden aber von den USA sehr rasch als „Krieg gegen die USA“ bezeichnet, und das wiederum war wohl Vorbedingung dafür, dass auf diesen ‚Krieg‘ hin mit echtem Krieg reagiert werden konnte.

Wer Terrorakte als Krieg bezeichnet, wertet die Täter auf; er

macht Terroristen zu Kombattanten. So sehen diese sich selbst; und so wollen sie auch gesehen werden. Indem man ihnen den Krieg erklärt, erkennt man die Terroristen als Kriegsgegner an. Und damit erklärt man, dass sie sich auf derselben Ebene befinden. Mit anderen Worten: Man begibt sich mit dieser Bezeichnung auf die gleiche Ebene wie sie.

**PHILOKLES:** *Die Definition des Begriffs Terror oder Terrorismus ist notorisch schwierig angesichts der Vielfalt von Phänomenen, die landläufig mit dem Ausdruck gemeint sind. Wie kommt man aus dieser Schwierigkeit heraus?*

**Meggle:** Die allgemeine Charakterisierung von Terror ist: Einsatz von Gewalt zum Zwecke der Erzeugung von Furcht und Schrecken, um damit wiederum weitere Ziele zu erreichen. Zwei Dinge sind miteinander verkoppelt: einerseits das, was ich den „Gewalt-Kalkül“ nenne; d.h., man setzt Gewalt ein, um Terror zu erzeugen. Und andererseits der sogenannte Terror-Kalkül; d.h., man setzt diesen per Gewalt induzierten Terror als Mittel zum Zweck des Erreichens weiterer Ziele ein. Diese allgemeine Charakterisierung trifft sowohl auf den Terror der Französischen Revolution als auch auf den 11.9. zu. Die diversen Arten des Terrorismus unterscheiden sich durch die Ziele, die mit dem Terror erreicht werden sollen.

**PHILOKLES:** *Einige Terror-Theoretiker meinen, Terrorismus sei immer auch eine Kommunikationsstrategie. Sie haben sich selbst lange Zeit mit Kommunikationstheorie beschäftigt. Stimmen Sie zu, und welche Art von Botschaft wird da kommuniziert?*

**Meggle:** Dass Terrorakte Kommunikationsakte sind, das ist keine besondere Erkenntnis. Es gibt nichts auf der Welt, das nicht irgendwie von irgendwem als Kommunikation aufgefasst werden bzw. auch so gemeint sein kann. Insofern ist die Idee, die Terrorakte vom 11.9. als Kommunikationsversuche zu verstehen, schlicht trivial. Die Frage ist, was das Kommunikations-Spezifische bei ihnen sein soll. Da müsste man genauer hinsehen. Ich habe bis jetzt keine Arbeit gefunden, die so genau hinsieht, dass man sagen kann, durch die Kommunikationsanalyse käme wirklich etwas Spezielles heraus. Man braucht aber nicht tief in die Kiste der Kommunikationstheorie zu greifen, um zu sehen, dass einer der Zwecke von Terrorismus der sein kann, die Schwäche eines bis dato unschlagbar Starken vorzuführen, um damit diejenigen, die schwach sind, zu stärken – und sei es auch ‚nur‘ psychologisch. Das liegt einfach nahe. Den Schwachen gibt man zu verstehen: „Schaut, so geht’s.“ Dem Angegriffenen wird übermittelt: „Fühl’ Dich nicht mehr sicher; Du siehst ja: Du bist es nicht.“

**PHILOKLES:** *In Ihrer Terror-Theorie ist der Begriff des terroristischen Aktes grundlegender als der des Terrorismus oder des Terroristen. Warum?*

**Meggle:** Weil sich die beiden letzteren viel leichter durch den ersten definieren lassen als umgekehrt! Zudem klingt „Terroristischer Akt“ ziemlich künstlich; und das ist auch gut so. Aus folgendem Grund: „Terrorismus“ ist bei uns ein mindestens so schreckliches Negativwort wie das Wort „Nigger“. Wer eine Person mit dunkler Hautfarbe als „Nigger“ bezeichnet, für den ist die Frage, was von der so bezeichneten Person zu halten ist, schon längst entschieden. Dito, wenn man jemanden als „Terroristen“ bezeichnet. Was es am Terrorismus ist, was diesen (wenn überhaupt) so verurteilenswert macht, das lässt sich unter Verwendung genau dieses Wortes selber gar nicht mehr auch nur als ernstzunehmende Frage formulieren. Und das soll wohl so sein!

Von der Verurteilungskomponente im Wort „Terrorist“ auch nur hypothetisch zu abstrahieren – und genau das muss man ja als Philosoph tun, wenn man nach den Gründen fragt, die gegen den Terrorismus sprechen –, das ist eine echte Gehirnleistung, und zwar eine verdammt schwere. Um uns diese Anstrengung etwas zu erleichtern, führe ich den Kunstbegriff „T-Akt“ ein, bei dem – per definitionem – die

ganze Bewertungskomponente erst einmal ausgeklammert sein soll.

Nebenbei: Ich kenne einige, die schon ein solches Begriffsmanöver für terrorismus-verdächtig halten. Also aufgepasst: BegriffsanalytikerInnen könnten ab jetzt möglicherweise etwas gefährlicher leben als ihre nicht-analytischen KollegInnen.

**PHILOKLES:** *Lässt sich dieses Manöver denn durchführen? Lassen sich die semantische Frage, was ein Terrorakt ist, und die Bewertungsfrage, ob und unter welchen Bedingungen Terrorakte moralisch verwerflich sind, überhaupt trennen?*

**Meggle:** Ja – ich hab’s doch eben getan! Sie müssen getrennt werden. Oder wollen Sie, dass man die Frage „Warum sind terroristische Akte moralisch verwerflich?“ gar nicht mehr stellen kann?

Es gab Theoretiker, die meinten, für bestimmte Zwecke sei Terrorismus – pardon: seien T-Akte – ganz o.k., etwa im Guerilla-Krieg, als Mittel der Schwachen gegen die anders nicht zu bekämpfenden Unterdrücker. Der große Streitpunkt ist, ob es überhaupt vorstellbar ist, dass sogar Terror gegenüber unbeteiligten Dritten – Terror gegen Unschuldige – rechtfertigbar sein kann. Aber das ist ein spezieller Fall. Beginnen sollte man allgemeiner. Zum Beispiel mit Fällen, in denen palästinensische Selbstmordattentäter ihre Anschläge nicht gegen die Zivilbevölkerung ausüben, sondern ausschließlich ge-

gen die IDF, ihr Selbstmord also nicht in Cafes, nur in bzw. bei Kasernen stattfindet. Das wäre ein Kampf gegen Kombattanten. Darf man im Extremfall Kombattanten auch mit solchen T-Mitteln bekämpfen? Wenn man die Selbstmordattentäter als Terroristen bezeichnet, ist diese Frage schon entschieden: Nein, man darf nicht. Sonst würde man sie nicht als Terroristen begreifen, sondern sie als das ansehen, als was sie sich selber sehen: als Freiheitskämpfer.

Was macht den Unterschied zwischen Freiheitskämpfern und Terroristen aus? Man kann nicht einfach sagen, dass die einen gut sind und die anderen schlecht – falls beide exakt dasselbe tun. Will man ernsthaft über solche Fragen nachdenken, muss die Bewertungsfrage zunächst ganz offen gehalten werden. Erst dann kann man die Frage diskutieren, an welchen Eigenschaften es liegt, dass Terror nicht rechtfertigbar ist.

Damit ich nicht missverstanden werde: Es geht mir nicht darum, T-Akte zu entschuldigen. In keiner Weise. Das Ziel ist vielmehr, genauer zu bestimmen, welche Eigenschaften es sind, die T-Akte zu verwerflichen Handlungen (zu Akten des Terrorismus im üblichen Sinne) machen.

**PHILOKLES:** *Wenn man Terrorismus aber definiert als Gewaltanwendung gegenüber Unschuldigen zum Zwecke der Furcht und des*

*Schreckens, wo bleibt dann noch die Möglichkeit, sagen zu können, unter bestimmten Umständen ist dies gerechtfertigt?*

**Meggle:** Auch bei Kriegen werden Unschuldige als Opfer (zwar immer weniger, aber eben letztlich doch:) immer noch akzeptiert. Warum nicht auch bei Terrorakten? Wo liegt der Unterschied?

**PHILOKLES:** *Doch wohl in der Absicht des Handelnden. Terroristen zielen in der Regel direkt und bewusst auf Unschuldige und unbeteiligte Dritte. Soldaten dagegen zielen auf Kombattanten und wollen Opfer unter den Zivilisten, so gut es ihnen möglich ist, vermeiden.*

**Meggle:** Leider ist das nicht generell richtig. Aber nehmen wir an, dem wäre so. Dann bleibt als Problem: Auch im Krieg weiß man, dass nicht nur Kombattanten zerfetzt werden – z.B. beim Einsatz von Streubomben über bevölkertem Gebiet. Auch dieser Einsatz hat in der Regel keine ganz bestimmten Personen zum Ziel. Aber eben das gilt auch für viele T-Akte von der starken, d.h. auch gegen Unschuldige gerichteten Sorte. Es sind auch bei solchen Akten nicht bestimmte Israelis, die ein Selbstmordattentäter töten will, sondern irgendwelche. Hauptsache, sie sind von der anderen Seite. Wo liegt der Unterschied zu den Flächenbombardements in Afghanistan? Man muss in beiden Fällen genauer hinsehen.

Es ist oft nur ein Propagandatrick, wenn man auf den Unterschied verweist, wonach unschuldige Opfer im Falle des Terrorismus beabsichtigt sind, in Kriegen hingegen nicht bzw. eben nur in Kauf genommen. Und ich wage sogar zu bezweifeln, ob jeder bei anderen Furcht und Schrecken auslösende Gewalt-Akt, der sich gegen bestimmte Personen richtet, eo ipso ein Terroristischer Akt und nicht einfach ein Attentat ist. Als der israelische Tourismusminister, der einer der schärfsten antipalästinensischen Scharfmacher gewesen sein soll, ermordet worden war, haben die Israelis das natürlich stark verurteilt und sofort als Terrorismus bezeichnet. Aber ob dieser Mord wirklich die Bedingungen der Definition von T-Akten erfüllt, ist keineswegs ausgemacht.

**PHILOKLES:** *Wie sähe Ihrer Meinung nach eine angemessene Reaktion auf Terror aus?*

**Meggle:** Der Hauptpunkt, der zu klären wäre, ist der, der in diesem Zusammenhang so gut wie nie auch nur angesprochen wird: Wer hat in Sachen Terrorismus die Richterfunktion inne? Und wer soll der Ausführende des Richterspruchs sein? Meine großen Bauchschmerzen in Bezug auf die militärischen Reaktionen auf den 11. September rührten daher, dass Richter und Exekutierende dieselben waren und bis heute noch sind. Angemessener wäre: Wer ständig davon spricht,

dass Terrorismus als internationales Problem angesehen werden müsse, sollte ihn auch wirklich als ein solches behandeln – als ein Problem, für dessen Lösung tatsächlich die so oft beschworene Internationale Staatengemeinschaft zuständig ist. Entscheidungsinstanz wäre die UNO, die Ausführenden wären entsprechend echte internationale Einheiten, Einheiten also, die, so wohl das Minimum, zumindest jederzeit durch ein UN-Sicherheitsratsvotum gestoppt werden können.

**PHILOKLES:** *Sie haben öffentlich Ihrer Gewissheit Ausdruck verliehen, dass der Irakkrieg kommen wird. Was macht Sie so sicher?*

**Meggle:** Meine Beurteilung der amerikanischen Außenpolitik. Der Irakkrieg folgt aus der amerikanischen Geostrategie, wie sie zum Beispiel Brzezinski skizziert hat; an diese Skizze hält sich die derzeitige Administration. Uns glauben machen zu wollen, dass Krieg oder Nicht-Krieg noch eine offene Frage sei, ist pure Propaganda. Es sind schon so viele Soldaten in der Golfregion stationiert, dass Bush gar nicht mehr zurück kann. Er würde nicht nur die nächsten Wahlen verlieren, auch sein Gesicht. Seine Drohungen gegenüber anderen „Schurkenstaaten“ wären nach einem Rückzug nicht mehr glaubwürdig. Die Administration hat sich selbst unter so starke Handlungszwänge gesetzt, dass ihr nichts ande-

res übrig bleibt, als diesen Krieg durchzuziehen. Und zwar pronto.

Der Irakkrieg ist, wie schon gesagt, aus geopolitischen Gründen gewollt und von langer Hand vorbereitet. Es geht nur noch darum, wie man ihn am besten startet.

**PHILOKLES:** *Ihr Eröffnungsvortrag der Ringvorlesung stand unter dem Titel „Terror & Gegen-Terror“. Was ist Gegen-Terror, und wäre der kommende Irak-Krieg ein klarer Fall von staatlichem Gegenterror?*

**Meggle:** Ja, das wäre er. Obgleich das doch ein bisschen komisch klingt. Denn vom Irak geht derzeit kein Terror gegenüber dem Westen aus. (Was uns den Terror im Inneren dieses Landes aber nicht vergessen lassen sollte.) Einschlägig ist hier eher das alt-neue Sicherheitskonzept: Wenn die anderen Massenvernichtungswaffen haben, dann könnten sie diese auch irgendwann gegen uns einsetzen; das wollen wir nicht; also müssen wir jetzt sehen, dass wir diese Waffen beseitigen. Die bei den anderen, versteht sich. Das hat mit Gegen-Terror-Gewalt nichts zu tun. Der Irak wird nur deshalb in diesen Kontext gerückt, damit man leichter Unterstützung für das militärische Vorgehen gegen diesen „Schurkenstaat“ findet. Wenn als Schurkenstaat bereits ein Staat zählen sollte, der Massenvernichtungswaffen hat, wer wäre dann von allen Schurkenstaaten auf dieser Welt derzeit der größte?

**PHILOKLES:** *Der Irakkrieg ist also doch kein Fall von Gegen-Terror?*

**Meggle:** Gegen-Terror bedeutet, dass mit Terror auf Terror reagiert wird. Ganz nach dem Motto: Terror lässt sich nur mit Gegen-Terror bekämpfen. Den Terror, der derzeit vom Irak ausgehen soll, den sehe ich aber nicht. Die Verbindungen, die man zwischen Irak und al-Quaida herzustellen versucht – wer von uns glaubt das wirklich? Das Regime Saddams ist ein Verbrecherregime. Aber nicht deshalb, weil Osama bin Laden ein Verbrecher ist und mit Saddam Laden kooperiert. Das tut nicht mal bin Laden. (Nach islamischer Auffassung sind Apostaten schlimmer als Ungläubige; und so müsste für den ‚Glaubenskrieger‘ bin Laden Saddam sogar der größere Feind sein als Bush und dessen Amerika.) Kooperateure mit Saddam waren andere.

**PHILOKLES:** *Wie beurteilen Sie die Politik der deutschen Regierung in der Irakkrise? Kann sie ein Gegengewicht zur amerikanischen Außenpolitik sein?*

**Meggle:** Amerika ist so stark, dass, selbst wenn sich China, Russland und ganz Westeuropa zusammenschließen, das immer noch kein Gegengewicht wäre. Es geht jetzt aber gar nicht mehr um den Irakkrieg. Der ist gelaufen. Daran ist nichts mehr zu ändern. Die USA haben von Anfang an erklärt, dass sie auch al-

leine losschlagen werden, auch dann, wenn der UN-Sicherheitsrat sie nicht unterstützt. Ohne bzw. gegen den UN-Sicherheitsrat zu handeln, ist ihnen sogar lieber, vermute ich. So wird noch deutlicher demonstriert, wie irrelevant die UNO letztlich ist. Die UNO ist der USA in den wirklich entscheidenden Machtfragen eher ein Dorn im Auge. Geopolitisch ist die UNO nur hinderlich; im Kriegsfall geht es – siehe Bosnien und Kosovo – zudem viel leichter ohne sie. Leichter für die USA und aus deren Sicht, versteht sich. Natürlich werden einige Staaten, sobald auch die Vereinten Nationen den Irak zum Abschuss freigeben, nach dem Krieg eher zu Hilfszahlungen für den Wiederaufbau und zur Übernahme humanitärer Aufgaben bereit sein. Also wäre es von den USA klüger gewesen, sie hätten ihre Verachtung der UNO nicht derart offen gezeigt. Deutschland und andere Länder werden nach dem Krieg die Sache finanziell schon wieder ausbügeln helfen, ganz nach dem Afghanistan-Muster. Man kauft sich durch die Zusage späterer Aufbauhilfe von der vermeintlichen Freundschaftspflicht zu militärischem Beistand im Krieg frei.

Wie die USA derzeit die UNO instrumentalisieren, ist blanker Zynismus. Die USA begreifen sich offensichtlich selbst als die Macht, die alleine bestimmt, was global Recht ist. Man muss sich nur einmal die neue amerikanische Nationale Sicherheits-Strategie (NSS) ansehen.

Dort steht klar drin, dass Amerika es nicht zulassen wird, dass in Hinsicht militärischer Stärke ein anderer Staat – egal ob Diktatur oder Demokratie – auch nur in ihre Nähe kommt. Nach dieser Strategie darf und wird es für die USA keinen Konkurrenten geben. Im Klartext: Bereits das Potential zu echter Konkurrenz ist nunmehr Kriegsgrund. Jetzt sogar offiziell!

Bezogen auf den Start des Irakkriegs ist es völlig egal, ob die deutsche Regierung mit Ja oder Nein stimmt. Von daher könnte man sagen, unser Nein sei schlicht und einfach dumm. Deutschland wird nach dem Krieg vom zu verteilenden Öl-Kuchen nichts bzw. erheblich weniger abbekommen als die Ja-Sager- und Mitmacherländer.

Weitere Kriege von dieser Sorte kann man, denke ich, nur stoppen, indem man (i) die NATO auflöst und (ii) die US-Kriegskosten-Berechnungen nicht weiterhin durch präventive Zusagen für den späteren Wiederaufbau entlastet. In Punkto (i) gefällt mir die deutsche Haltung zur Zeit gut. Ich bezweifle aber, dass sie durchgehalten wird bzw. sich durchhalten lässt.

**PHILOKLES:** *Was wäre Ihr Rat an die deutsche Regierung für eine zukunftsorientierte Außenpolitik?*

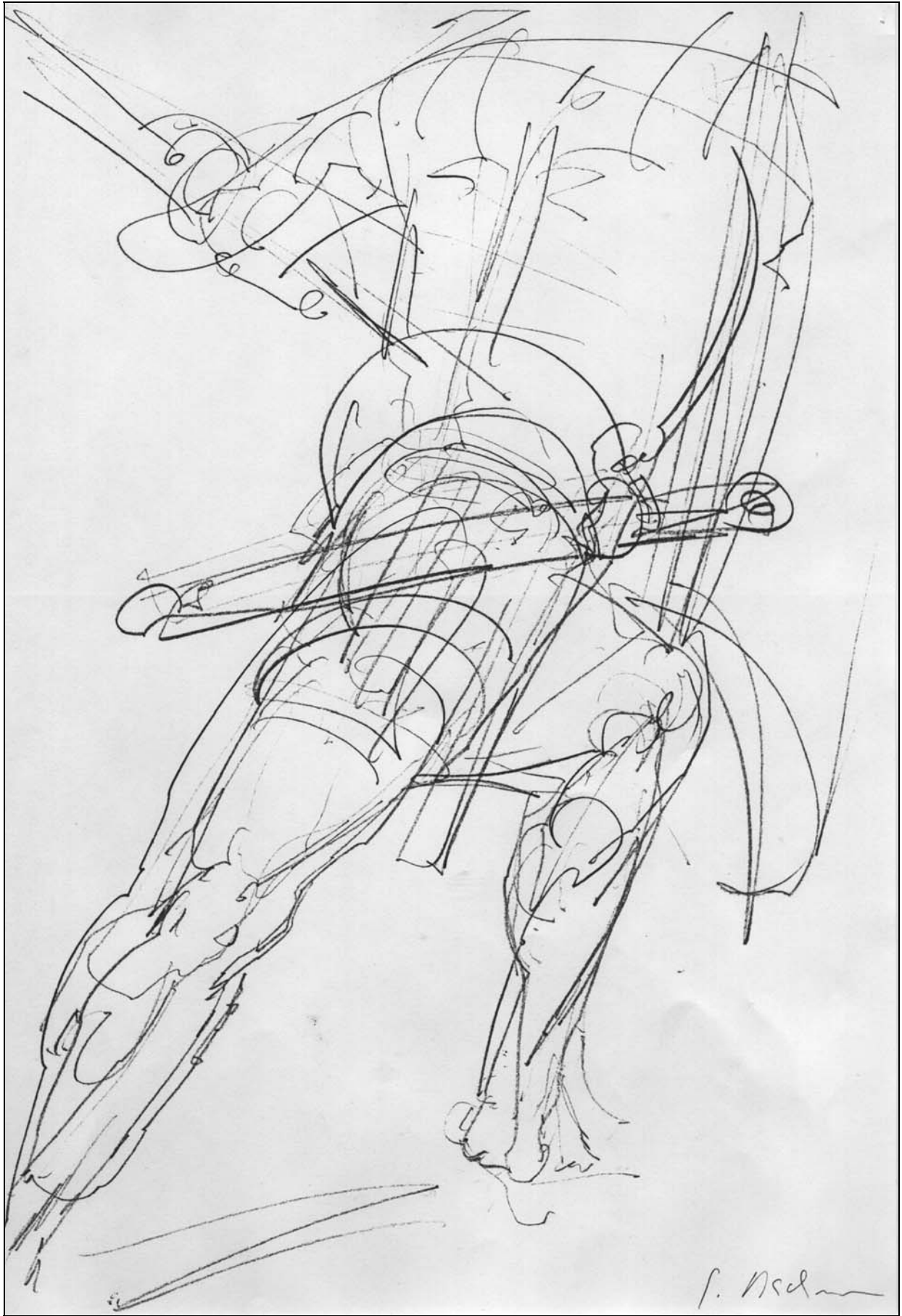
**Meggle:** Kurzfristig: Abwarten, wie der Irakkrieg läuft! Meine Überzeugung, dass der Krieg quasi schon gelaufen ist, bedeutet erstmal nur, dass



entschieden ist, dass es ihn geben wird. Wie er dann aussieht und was er alles langfristig bewirkt, wissen wir noch nicht. Aber davon hängt viel ab. Die beste Variante, die sich die Amerikaner erhoffen, ist, dass der Krieg lediglich zwei Wochen dauern wird. Ihr großer Traum ist, dass sie im Irak dann eine Musterdemokratie aufbauen, ähnlich wie Deutschland und Japan nach deren Niederlage im Zweiten Weltkrieg. Aber so einfach sind die Dinge nicht zu vergleichen. Deutschland, um nur von unserem Land zu reden, lag in einem Europa, das schon demokratisch war, es wurde wieder auf dieses europäische Niveau gehoben. Ähnliches kann man vom mittleren Osten leider nicht sagen. Da gibt es bisher keine Staaten, die sich wirklich als Musterdemokratien bezeichnen lassen. Und ich würde diesen Staaten auch nicht das Modell USA empfehlen wollen. Wie die geplante Demokratisierung des Irak abläuft, davon hängt wahnsinnig viel ab. Entscheidend wird zudem sein, was der Krieg für die amerikanische Innenpolitik bedeuten wird. Die Außenpolitik von Amerika hängt ja viel stärker als in den europäischen Ländern von der Innenpolitik ab, also von der Zustimmung der medial ziemlich beschränkten öffentlichen

Meinung. Der Albtraum, dass es ähnlich wie in Vietnam einen sehr langen Krieg geben könnte, ist der Grund dafür, dass der größte Teil des amerikanischen Militärs gegen diesen Krieg ist. Aber auch diesmal werden Politiker den Krieg erzwingen. Die Militärs wissen: Wenn der Krieg lange dauert, dann ist er in Amerika selber nicht mehr verkaufbar, also – das ist die Moral aus der Vietnam-Geschichte – auch nicht zu gewinnen. Bis zu 5000 tote Soldaten sind sicher einkalkuliert. Was passiert, wenn es 20 000 werden? Klar, dass sich diese Kalkulationen nur auf die eigenen Soldaten beziehen. Dass die Bush-Administration total auf die optimistischste Einschätzungsvariante setzt, die unterstellt, dass der Irak schon nach sehr kurzer Zeit in sich zusammen brechen wird, schon allein dies macht diesen Krieg zu einem Verbrechen – egal, ob sich diese Einschätzung letztlich als richtig oder falsch erweisen wird. Meine langfristige Empfehlung? Siehe das Schlusswort in der Terror-Ringvorlesung. Stichwort: EURABIA.

*Das Gespräch führten Kathi Beier und Alexander Bagattini*



Ulrike Kleemeier

## Der Krieg als Gegenstand philosophischen Denkens

Gegenwärtige philosophische Auseinandersetzungen um Phänomene des Krieges bewegen sich, falls sie überhaupt stattfinden, fast ausschließlich im traditionellen Rahmen von Theorien des gerechten Krieges. Hier diskutiert man darüber, unter welchen Bedingungen es gerechtfertigt ist, zum Krieg zu schreiten (*ius ad bellum*) und welche Schädigungshandlungen im Kriegsfall gegenüber dem Gegner legitim sind (*ius in bello*). Die philosophische Selbstbeschränkung auf moralische Fragen dieser Art ist meiner Ansicht nach so erstaunlich wie bedauerlich. Sie wird in keiner Weise den sachlichen Herausforderungen des Themas *Krieg* gerecht. Auch lässt sie nur noch Schatten von der großen Bandbreite übrig, innerhalb derer Philosophen sich bis in das 20. Jahrhundert hinein mit Krieg befasst haben. Insbesondere blendet sie die gesamte sog. „realistische“ Tradition des Kriegsdenkens aus, zu der unter anderem Thukydides, Machiavelli, Hobbes, Spinoza, Clausewitz, über weite Strecken auch Marx/Engels und schließlich Max Weber zu rechnen sind. Endlich knüpfen die modernen Philosophen des gerechten Krieges in der Hauptsache auch nur an solche klassischen Konzeptionen des *bellum iustum* an, die auf einer inhaltlichen und objektiv verbindli-

chen Definition des Begriffs der *iusta causa* bestehen. Aus der Betrachtung ausgeschlossen werden meist solche Autoren wie Ayala, Gentili oder Vattel, die eine weitgehend formale Auffassung der Kriegslegitimation vertreten haben und aus historischer und völkerrechtlicher Sicht nicht weniger wichtig waren als etwa Thomas von Aquin.

Es geht mir an dieser Stelle nicht darum zu erörtern, dass die gegenwärtigen Theorien des gerechten Krieges, so unterschiedlich sie beschaffen sind, m.E. keines der Probleme lösen, in die sich die Theorie des *bellum iustum* bereits in der Vergangenheit verstrickte. Zu nennen sind:

Letztentscheidungsproblem: Welche Instanz soll über die Gerechtigkeit der Anliegen kriegführender Parteien entscheiden?

Neutralitätsproblem: Wie kann es auf der Grundlage der Theorie des gerechten Krieges echte Neutralität im bewaffneten Konflikt geben, wenn doch Neutralität Unparteilichkeit erfordert, (objektive) Gerechtigkeit aber zur Parteinahme zwingt?

Gewaltbegrenzungsproblem: Wie lässt sich verhindern, dass diejenige Kriegspartei, die den gerechten Grund für sich beansprucht, sich auch hinsichtlich ihres Verhaltens

im Krieg Rechte anmaßt, die sie der anderen Seite nicht zugesteht? Da grundsätzlich alle Seiten die Gerechtigkeit auf ihre Fahnen schreiben, wie kann eine endlose Eskalation der Gewalt verhindert werden?

Vor allem will ich hier aufzeigen, welche wichtigen Dinge die aktuelle philosophische Diskussion über Krieg ignoriert.

Ausgeblendet oder völlig unzureichend behandelt werden in der gegenwärtigen Debatte so elementare Fragen wie unter anderem die folgenden: 1) Begriff des Krieges; 2) Kriegstypologie; 3) die klassische Kardinaltugend der Tapferkeit; 4) Verhältnis von Krieg und Politik. Mit all diesen Problemfeldern haben sich Philosophen der Tradition auseinandergesetzt, und keineswegs lässt sich alles, was sie dazu gesagt haben, umstandslos als Beiwerk zu einer Theorie des gerechten Krieges einordnen.

(1) Die Frage nach dem **Kriegsbegriff** ist nicht nur unabhängig von der Frage nach dem gerechten Krieg, sondern hat Priorität vor letzterer. In der Begriffsprägung *gerechter Krieg* ist offenkundig *Krieg* der Grundbegriff und nicht *Gerechtigkeit*. Hinsichtlich der Reihenfolge des Begriffs gilt, dass zunächst und vor allem die Frage nach der Semantik des Ausdrucks „Krieg“ Aufmerksamkeit beanspruchen muss. Keine Forschung auf irgendeinem Gebiet kann sich der Analyse und Bestimmung von Grundbegriffen entziehen. Eine philosophische Un-

tersuchung neueren Datums zum Kriegsbegriff, sei sie ideengeschichtlich oder systematisch angelegt, fehlt jedoch. In diesem Bereich stellen sich wichtige Probleme, z.B. die folgenden: Gibt es gemeinsame Bedeutungsfelder aller Verwendungen der Ausdrücke „polemos“, „bellum“, „Krieg“, „war“, „guerre“ etc.? Wo zeigen sich relevante Unterschiede? An dieser Stelle sei nur angedeutet, dass erhebliche Differenzen zwischen der Semantik des lateinischen Wortes „bellum“ und etwa derjenigen des englischen Ausdrucks „war“ existieren. *Bellum* ist in der Tradition primär ein Rechtsbegriff, unter den gewaltsam ausgetragene Rechtsstreitigkeiten subsumiert wurden. „War“ leitet sich aus dem althochdeutschen „werre“ bzw. dessen latinisierter Form „guerra“ ab, das in einer wesentlichen Bedeutungskomponente für Verwirrung und Unordnung steht. Man stößt hier auf zwei völlig unterschiedliche Bedeutungsschichten innerhalb des Kriegsbegriffs, die beispielsweise in Hobbes' Gebrauch des Ausdrucks „war“ eine eigenartige Verbindung eingehen. Zusätzlich zu begriffsgeschichtlichen Aufgaben, aber durchaus nicht unabhängig von diesen, stellt sich die Frage nach einem adäquaten Kriegsbegriff. Hier handelt es sich um das Problem, wie ein Begriff des Krieges beschaffen sein muss, der einerseits weit genug ist, um einen großen Teil der überlieferten und noch immer wichtigen Bedeutungskomponenten in sich auf-

zunehmen, aber eng genug, um genau und widerspruchsfrei mit ihm arbeiten zu können. Er muss beispielsweise eng genug sein, um mit seiner Hilfe Krieg von Frieden abgrenzen zu können, und auch hinreichend scharf, um die Unterscheidung zwischen Krieg und gewissen Formen des Sports zu gewährleisten. Andererseits darf ein angemessener Begriff des Krieges nicht künstlich so verengt werden, dass er eine Beschränkung auf bestimmte kriegführende Subjekte, wie etwa Staaten, enthält; vielmehr muss er die Möglichkeit offenlassen, sinnvoll z.B. auch von Bürgerkriegen zu sprechen. Als allgemeine Methode der Begriffsbildung bietet sich auf diesem Feld m.E. Carnaps Verfahren der Begriffsexplikation an. Der Grundgedanke dieser Methode ist, einen idealisierten und präzisen Gebrauch eines Ausdrucks zu ermöglichen, gleichzeitig aber möglichst viel von seinem gängigen Gebrauch zu bewahren. In unserem Fall heißt dies, dass eine Explikation des Ausdrucks „Krieg“ begriffsgeschichtliche und gegenwartssprachliche Befunde nicht ignorieren kann, sondern so weit integrieren muss, wie sie einem konsistenten und präzisen Gebrauch nicht im Wege stehen. Die explikative Methode muss ergänzt werden durch eine historische Semantik und durch Beobachtungen zum heutigen Sprachgebrauch des Ausdrucks „Krieg“. Eine zu weiten Teilen anschlussfähige Explikation des Kriegsbegriffs,

die vieles vom traditionellen Begriffsgebrauch und vom Alltagsdenken über Krieg aufnimmt und gleichzeitig eine konsistente und relativ genaue Verwendung des Terminus „Krieg“ ermöglicht, findet sich meiner Ansicht nach bei Clausewitz. Dessen Kriegsbegriff lässt sich sinngemäß folgendermaßen rekonstruieren: **Krieg ist eine gewaltsame kollektive Kampfhandlung größeren Maßstabs mit dem Zweck, dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen.** Tatsächlich gehört vor allem der Begriff des Kampfes zu den klassischen und auch unverzichtbaren Konnotationen des Kriegsbegriffs. Aufgrund der jedem Kampf innewohnenden Wechselseitigkeit werden durch dieses Merkmal alle einseitigen physischen Zwangshandlungen wie etwa Morde oder Massaker aus dem Kriegsbegriff ausgeschlossen. Zwar können solche Akte im Rahmen von Kriegen vorkommen, doch der Krieg als Ganzes beruht auf Wechselseitigkeit, so sehr diese auch in einem Kriegsverlauf anscheinend abhandeln können kann. Ist eine Seite nicht bereit, den Kampf aufzunehmen, dann kommt es entweder dazu, dass die andere Partei auf „friedliche“ Weise bekommt, was sie will, oder es kommt zu einseitigen Gewaltaktionen, aber nicht zu einem Krieg. Das Merkmal der Gewalt ermöglicht es, den Krieg von friedlichen Konkurrenzkämpfen und insbesondere von Kampfhandlungen im Rahmen des Sports zu unterscheiden, die an-

sonsten viel mit kriegerischen Akten gemein haben. Das Kriterium, dass der Krieg einen Zweck verfolgt, der in der Willensaufzwingung liegt, bedeutet, dass jeder Krieg ein Ziel anstrebt, das sich nicht im bloßen Sieg erschöpft, sondern über die Kampfhandlung selbst hinausreicht. So zumindest ist es bei Clausewitz gemeint, der durch die Integration dieses Merkmals Raum für die politische Absicht eines Krieges schaffen wollte, zu deren Realisierung der Sieg nur ein Instrument ist. Mittels dieses Kriteriums wird der Krieg noch einmal besonders von Sport- und Spielhandlungen abgesetzt. Durch die Bestimmung, dass der Krieg eine kollektive Handlung größeren Maßstabs ist, kann ausgeschlossen werden, dass etwa auch gewaltsame Kampfaktionen zwischen Einzelpersonen unter den Begriff des Krieges fallen. Obwohl die durch „werra“ vermittelte Dimension von Verwirrung und Unordnung in Clausewitz' Explikation des Kriegsbegriffs nicht ausdrücklich eingeht, kommt gerade diese Ebene in hohem Maße in Clausewitz' Analyse des gewaltsamen kollektiven Kampfes zur Geltung. Dieser ist wie kein anderes Gebiet des menschlichen Lebens durch *Friktion* charakterisiert, also durch den Abstand zwischen Theorie und Praxis, zwischen Plan und Wirklichkeit. Beständig hebt Clausewitz den enormen Gegensatz zwischen der Einfachheit militärischen Handelns in der Theorie und dessen Schwierig-

keiten in der Praxis hervor. Dieser Abstand entsteht wesentlich dadurch, dass das Verhalten von Menschen in der Ausnahmesituation des gewaltsamen Kampfes letztlich nicht berechenbar ist, und zwar noch viel weniger als anderswo. Insofern der Krieg ein Gebiet der aufs höchste gesteigerten Friktion ist, ist er auch ein Gebiet des Chaos. Im Friktionsbegriff wird daher ein großer Teil des überlieferten Inhalts von „werra“ transportiert.

(2) Was die **Kriegstypologie** betrifft, so ist innerhalb einer solchen die Unterscheidung zwischen „gerechten“ und „ungerechten“ Kriegen nur eine von vielen möglichen. Weitere zu untersuchende Begriffspaare sind etwa Staatenkrieg/Bürgerkrieg; „Kleiner“ Krieg/„Großer“ Krieg; „Totaler“ Krieg/Beschränkter Krieg etc. All diese Kontrastpaare sind zunächst einmal ganz unabhängig von jeder Debatte um Gerechtigkeit zu explizieren. Eine zeitgenössische philosophische Untersuchung zu irgendeiner dieser Fragen existiert meines Wissens nicht, obwohl eine solche etwa bei Hobbes eine ungeheure Fülle von Anknüpfungspunkten finden könnte. Gerade der **Bürgerkrieg**, den ich hier thematisch herausgreifen will, ist sowohl ein äußerst aktuelles Phänomen als auch eines, das in der Geschichte der politischen Philosophie stets eine besondere Rolle gespielt hat. Um ein aktuelles Phänomen handelt es sich deshalb, weil die weitaus große Mehrheit der bewaffneten Konflikte

seit 1945 nicht zwischenstaatlicher Art ist. Unangemessen wäre es aber auch, von innerstaatlichen Konflikten zu reden. Ein großer Teil von Kriegen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit spielt sich vielmehr innerhalb von Gebilden ab, denen das Gewaltmonopol und damit die staatliche Qualität so weit abgehen, dass sie höchstens dem Namen nach als Staaten klassifiziert werden können. Konflikte dieses Typs sind vor allem durch die Auflösung oder Nicht-Existenz von Grenzen zwischen Zivil und Militär charakterisiert. Einerseits üben Zivilisten im Rahmen von pseudomilitärischen Verbänden Kampfhandlungen aus; andererseits sind potentiell alle Zivilisten, die sich auf dem Konfliktterritorium befinden, von Gewalthandlungen betroffen oder bedroht. In solchen Auseinandersetzungen wird nicht nur der Kreis von Subjekten und Objekten der Gewalt extrem ausgeweitet, sondern die Gewalt ist in der Regel auch qualitativ von extremer und teilweise archaischer Brutalität. Streng genommen gibt es in Konflikten dieser Art weder einen militärischen noch einen zivilen Bereich, denn jeder kann im Prinzip jederzeit sowohl Gewalt ausüben als auch Opfer von Gewalt werden. Eine solche Konfliktstruktur bezeichnete Hobbes als „Bürgerkrieg“ („civil war“), und der Bürgerkrieg war für ihn das Schreckbild des Krieges schlechthin, weil in ihm die Gewalt in quantitativer und qualitativer Hinsicht buchstäblich vor nichts und

niemand Halt macht und somit keine Grenzen hat. Hobbes ist in der Philosophiegeschichte der Theoretiker des Bürgerkrieges par excellence. Seine Überlegungen sind daher bei einer Analyse entsprechender Phänomene der Gegenwart unbedingt zu berücksichtigen. In diesem Zusammenhang stellen sich wichtige Fragen, etwa diese: Welche Rolle spielen Ideologien bei Entstehung und Verlauf von Bürgerkriegen? Hobbes maß ihnen eine entscheidende Bedeutung zu. Ideologien schlagen sich seiner Meinung nach in einem Sprachgebrauch nieder, der höchstes Pathos und äußerste Unklarheit kombiniert. Große Wörter wie „Freiheit“, „Gerechtigkeit“ etc. werden einerseits mit maximalem emotionalem Gehalt versehen, andererseits auf eine so unpräzise Weise verwendet, dass sich darunter im Prinzip jeder denken kann, was er will. Diese Mischung ermöglicht die für Bürgerkriege so charakteristische extreme Diskriminierung des jeweiligen Gegners. Weil etwa „Freiheit“ alles und nichts bedeutet, kann auch eine beliebig große Anzahl von Menschen zu Feinden der Freiheit deklariert werden, und weil Freiheit ein so hohes Gut ist, werden diese Gegner nicht einfach als Feinde aufgefasst, sondern gelten vielmehr als Verbrecher gegen die höchsten Prinzipien der Menschheit. Gegen Verbrecher dieser Art ist dann jede Art von Gewalt erlaubt. Die für Bürgerkriege spezifische Grenzenlosigkeit der Gewalt ist für Hobbes wesent-

lich auf den Faktor Ideologie zurückzuführen. Die Frage ist, ob Hobbes diesen Faktor überschätzt hat, und ob die Entgrenzung von Gewalt der Ideologie überhaupt bedarf. Eine andere Frage, die hier ebenfalls nur erwähnt werden soll, ist, ob die Unterscheidung zwischen Staatenkrieg und Bürgerkrieg in der Schärfe aufrechterhalten werden kann, in der sich Hobbes und andere Theoretiker dies vorstellten.

(3) Gar nicht leisten kann sich gerade eine philosophische Theorie des Krieges die Ignoranz der Kategorie der **Tapferkeit**, handelt es sich hier doch um eine klassische Kardinaltugend, die in der Tradition zwar nicht nur, aber immer auch und wesentlich auf Krieg und Kriegführung bezogen wurde. Dabei lassen sich die Aussagen von Philosophen zu diesem Thema nicht auf eine Ansammlung von Fußnoten zu einer Theorie des gerechten Krieges reduzieren. Selbst dort, wo die Tapferkeit der Gerechtigkeit normativ untergeordnet wird, wie etwa bei Platon, bleibt die Tapferkeit eine eigenständige Tugend mit einem ihr zugeordneten spezifischen Qualitätsfeld. Zwar wurden von Philosophen in den vergangenen Jahrzehnten viele Bände über Gerechtigkeit gefüllt, aber eine neuere philosophische Untersuchung, die sich ausschließlich dem Begriff der Tapferkeit widmet, fehlt. Ganz zu schweigen ist von Ansätzen zu einer philosophischen Theorie der Tapferkeit. Diese Lücke lässt sich auch kaum mit der Meinung

begründen, die Berufung auf Tapferkeit sei mittlerweile obsolet geworden, weshalb sich jede Diskussion über sie erübrige. Eine solche Meinung beruht auf einem Irrtum. In allen modernen Streitkräften zählt die Tapferkeit nach wie vor zu den wichtigsten Kompetenzen, durch die sich ein Soldat auszeichnen muss. Dies wird so lange so bleiben, wie es bewaffnete Konflikte gibt, in denen Menschen durch Kampf ihr Leben aufs Spiel setzen, so lange wir also mit dem Phänomen des Krieges rechnen müssen. Was ist eine philosophische Theorie der Tapferkeit, und was kann sie leisten? In systematischer Hinsicht ist sie eine Theorie des Handelns in Grenzsituationen. Sie setzt sich damit auseinander, mittels welcher Fähigkeiten sich Menschen in Konfliktlagen behaupten können, die durch wechselseitige Gewaltausübung und Gewaltdrohung gekennzeichnet sind. Das durch „Tapferkeit“ bezeichnete Kompetenzfeld macht einen großen Teil dieser Fähigkeiten aus. Dabei könnte eine Theorie der Tapferkeit durchaus allgemeine Aspekte von Handeln in existentiellen Krisensituationen überhaupt aufzeigen, also über den Rahmen von gewaltsamen Konfliktlagen hinausweisen. Eine philosophische Analyse der Tapferkeit wird ideengeschichtliche Wandlungen innerhalb des Tapferkeitskonzeptes einbeziehen müssen. Tatsächlich sind die mit Tapferkeit im einzelnen assoziierten Merkmale teilweise erheblichen Transformati-



onen unterlegen. In der Tradition wird Tapferkeit häufig mit Fähigkeiten des Aushaltens von gewaltsam zugefügten Schmerzen und (möglicherweise tödlichen) Verwundungen, des heroischen Verharrens auch in lebensbedrohlichen Situationen verbunden, mit einer gesteigerten Leidensfähigkeit also. Die Stoa hat das entsprechende Bild des optimalen Kriegers stark geprägt. Moderne Vorstellungen über Tapferkeit bewegen sich dagegen hauptsächlich in Kategorien der *vita activa*. Tapferkeit wird verbunden mit Schnelligkeit, Tatkraft, Flexibilität; sie wird begriffen als die Fähigkeit, auch gefährlichste Lagen durch Handeln zu bewältigen. Aus einer Kunst des sich Opfern ist mittlerweile eine Kunst des aktiven Überlebens auch in schwierigsten Situationen geworden. Eine wichtige theoretische Station auf diesem Wege ist in Clausewitz' Ausführungen zu moralischen Größen im Kriege in dessen Hauptwerk „Vom Kriege“ zu sehen. Es gibt jedoch auch bemerkenswerte Konstanten im Umgang mit Tapferkeit. Die Auseinandersetzung mit Tapferkeit scheint immer wesentlich eine Bezugnahme auf Affekte, Leidenschaften, Emotionen enthalten zu haben. Dies ist u.a. ersichtlich auch bei Platon, der die *andreia* als spezifische Tugend dem *thymoeides*, dem eifrigen und emotionalen Teil der Seele, zuordnete. Eine Theorie der Tapferkeit ist in irgendeiner Form immer auch eine Theorie über den Umgang mit Ge-

fühlen gewesen. Der Grund für diese zentrale Bedeutung emotionaler Größen ist einfach. Tapferkeit setzt stets den Umgang mit Furcht voraus; Furcht aber ist ein Gefühl, und zwar eines der wirkmächtigsten überhaupt. Verschiedene Strategien im Umgang mit Furcht können sich in einer Theorie niederschlagen. Die überzeugendste scheint mir die folgende zu sein, die sich auf so völlig unterschiedliche Autoren wie Spinoza, Hume und Clausewitz stützen kann: Wenn der Furcht etwas mindestens ebenso Starkes entgegengesetzt werden soll, dann kann es sich hierbei nicht um eine reine Verstandesqualität handeln, denn rationale Elemente allein können massive Affekte nicht ausgleichen. Erforderlich sind vielmehr andere starke Gefühle, die uns in die Lage versetzen, trotz existentieller Furcht zu handeln und uns dieser nicht ohnmächtig auszuliefern. Insofern sind tapfere Menschen stets auch emotional sehr bewegliche Personen, die es verstehen, ihre Affektivität sowohl in Form von momentanen Eingebungen als auch in Form von dauerhaften Leidenschaften in Handeln umzusetzen. Gerade im Rahmen einer Theorie der Tapferkeit gilt es, die zentrale Rolle von menschlichen Affekten als Handlungsimpulsen aufzuzeigen. (4) Die Beziehungen zwischen **Krieg und Politik** sind ein unverzichtbares Thema jeder Theorie des Krieges. Diese Beziehungen lassen sich dann und nur dann auf eine Frage der Gerechtigkeit reduzieren,

wenn die Meinung begründet ist, Politik sei nichts weiter als eine Dienerin der Moral und der Krieg somit primär eine Fortsetzung der Moral mit anderen Mitteln. In die Richtung dieser Auffassung weist manche klassische oder zeitgenössische Theorie des gerechten Krieges. Theorien dieses Typs vermögen aufgrund ihres rein normativen Charakters nicht zu überzeugen, wenn man sich für das Verstehen und Erklären der tatsächlichen Verflechtungen von Krieg und Politik interessiert. Sie befassen sich mit dem Sollen, nicht mit dem Sein, und sie meinen, genau genommen, nicht, dass der Krieg eine Fortsetzung der Moral ist, sondern dass er dieses sein sollte. Moralphilosophen werden einwenden, dass das moralische Sprechen über Krieg in der politischen Realität tief verankert sei, denn Kriege würden größtenteils in moralischen Kategorien gerechtfertigt. Dies ist mehr oder weniger richtig. Bereits die römische Fetialordnung enthielt ein Konzept vom *bellum iustum*; gehandelt haben die Römer dann so, wie es ihren eigenen Interessen dienlich erschien. Spätestens im Konfliktfall zwischen Gerechtigkeit und Eigeninteresse unterliegt in Fragen von Krieg und Kriegführung die erstere. (Aber auch kompliziertere Dinge als „Interessen“ können sich gegen die Verwirklichung von Gerechtigkeitsnormen stellen, so etwa das Bedürfnis nach kollektiver „Ehre“ oder „Identität“.) In solchen Fällen wird

regelmäßig sogar positiv geltendes Recht gebrochen. Das moralische Reden über Krieg ist daher kein Indikator für moralisches Handeln. Allzu oft gibt es hinter den moralischen Sprechakten noch nicht einmal entsprechende Absichten, wie das in der Politik gern gebrauchte Instrument der Lüge zeigt, über das man sich detailliert bei der Lektüre der Werke Machiavellis informieren kann. Hinzu kommt, dass Konzeptionen des gerechten Krieges keine Gebilde sind, die allein aus ihrer internen Argumentationsstruktur heraus zu begreifen sind. Vielmehr sind sie selbst Funktionen bestimmter politischer Bedingungen und Interessenlagen. So diente etwa Vitorias Theorie des gerechten Krieges (auf subtile und differenzierte Weise) dem Bedürfnis nach der Rechtfertigung der spanischen *Conquista*. Die formalistische Betrachtungsweise des *bellum iustum* durch den spanischen Niederländer Ayala war wesentlich eine Reaktion auf die Unabhängigkeitsbestrebungen der spanischen Niederlande, gegen die Ayala Stellung bezog. Die Neubelebung der Idee vom material gerechten Krieg durch die französischen Revolutionäre war eine Konsequenz der Tatsache, dass die gängige formale Kriegspraxis lediglich den politischen Status quo abbildete, gegen den die Revolutionäre ja rebellieren wollten. Für jede ideengeschichtlich einflussreiche Theorie oder Konzeption des gerechten Krieges lässt sich zeigen, dass sie eine Antwort auf

konkrete politische Herausforderungen darstellte. Sobald die politischen Bedürfnisse, zu deren Befriedigung die Theorie geschaffen wird, sich verändern, kommt es zu Widersprüchen zwischen Theorie und Praxis, und auf Dauer zu einer neuen Theorie. Diese beiden miteinander eng zusammenhängenden Fakten der politischen Bedingtheit moralischer Theorien einerseits und der zahlreichen Widersprüche zwischen Theorie und Realität andererseits werden von Philosophen des gerechten Krieges regelmäßig ignoriert oder nicht angemessen berücksichtigt. Politik ist eben nicht eine Fortführung der Moral, sondern es verhält sich genau umgekehrt. Im Mittelpunkt einer politischen Theorie des Krieges muss daher nicht der Begriff der Gerechtigkeit stehen, sondern derjenige der Macht. Macht ist, um mit Max Weber zu sprechen, „jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht“. Politik ist wesentlich durch das Streben nach Erwerb, Ausbau und Sicherung von Macht in diesem Sinne gekennzeichnet. Politische Theorie des Krieges ist eine auf allgemeine Begriffe gebrachte Theorie des gewaltsamen Konfliktes zwischen Trägern von Machtansprüchen. So haben, trotz aller gravierenden Unterschiede im einzelnen, alle Autoren der realistischen Tradition von Thukydides über Machiavelli, Hobbes und Clausewitz bis zu

Weber den Krieg betrachtet, auch dort wo ein Wort fehlte, das in seiner Semantik dem Weberschen Machtbegriff entsprach.

Die hier angeschnittenen vier Themenkomplexe sind nicht die einzigen, die in der gegenwärtigen Debatte so gut wie ausgeschaltet werden. Erwähnt sei auch, dass Philosophen früherer Zeiten sich keineswegs zu schade waren, so praktische Fragen zu diskutieren wie diejenigen nach der Rolle und der Gestaltung von Streitkräften. Diese Überlegungen fanden entweder nicht oder jedenfalls nicht nur unter der Perspektive statt, wie Kriege in Zukunft „gerechter“ geführt werden könnten, sondern immer waren hierbei Gesichtspunkte der Effektivität so wie solche der Harmonie zwischen Streitkräften und Verfassungstypus wesentlich. Man beachte in diesem Zusammenhang etwa, wie ernst Platon in der „Politeia“ die kriegerische Ausbildung des Wächterstandes nimmt, wie wesentlich für Aristoteles in der „Politik“ Fragen der äußeren Sicherheit eines politischen Verbandes sind, wie relativ detailliert sich Spinoza in seinem „Tractatus Politicus“ mit dem Problem befasst, welche Organisationsform von Streitkräften zu welcher Verfassung passt usw. Philosophen der Gegenwart schreiben über vieles, z.B. über Abtreibung, Sterbehilfe, Gentechnik, Globalisierung, Einkommensverteilung usw.; auf eine Abhandlung zur Frage der allgemeinen Wehrpflicht bin ich noch nicht gestoßen. 25

In der gegenwärtigen philosophischen Forschung klafft hinsichtlich des Gegenstandes *Krieg* eine große Lücke. Ganze Themenbereiche werden systematisch ausgeblendet, und der Tradition setzt man einen Filter auf, der nur für moralisch – normative Fragen durchlässig ist. Von der Sache her sind solche Vermeidungen und Verweigerungen nicht zu begründen.

Frank Dietrich

## Der Begriff des Krieges

Ulrike Kleemeier macht zwei Einwände gegen die aktuelle philosophische Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Krieges geltend. Erstens kritisiert sie die Verengung der modernen Diskussion auf Fragen der Gerechtigkeit und die damit einhergehende Vernachlässigung anderer Aspekte des Krieges. Zweitens bemängelt sie die Unfähigkeit der gegenwärtig verfochtenen Theorien des gerechten Krieges, zentrale Probleme, wie das Letztentscheidungs-, das Neutralitäts-, oder das Gewaltbegrenzungsproblem, zu lösen.

Der letzt genannte Vorwurf spielt in dem vorliegenden Text lediglich eine untergeordnete Rolle; er soll daher nur kurz erörtert werden. Der Wert einer philosophischen Diskussion über normative Fragen ist nicht danach zu bemessen, inwieweit es ihr gelingt, maßgebliche Probleme zu *lösen*. Die Erwartung, auf moralische Fragen eindeutige Antworten finden zu können, der jeder Debatteilnehmer – sofern er über ein Mindestmaß an Vernunft und Einigungsbereitschaft verfügt – zustimmen muss, ist grundsätzlich verfehlt. Normative Kontroversen sind wichtig, weil sie die Opponenten zwingen, ihre Argumente offen zu legen und in Reaktion auf die Kritik der Gegenseite Schritt für Schritt zu

verbessern. Natürlich können im Verlauf des Diskurses Positionen modifiziert oder sogar aufgegeben werden; in vielen Fällen bleiben aber auch nach einem wiederholten Austausch der Argumente „vernünftige Meinungsunterschiede“ bestehen.<sup>1</sup> Folglich kann der zeitgenössischen Diskussion über den gerechten Krieg nicht das Fehlen von Problemlösungen zum Vorwurf gemacht werden. Ihr Verdienst ist vielmehr danach zu beurteilen, welchen Beitrag sie zur argumentativen Präzisierung und Verfeinerung konkurrierender Auffassungen leistet.

Bezüglich des ersten Kritikpunktes ist einzuräumen, dass eine über Gerechtigkeitsfragen hinausgehende Beschäftigung der Philosophie mit dem Themenbereich Krieg durchaus zu begrüßen wäre. Beispielsweise würde eine zeitgemäße Theorie der Tapferkeit, die die Bedingungen der modernen Kriegführung adäquat berücksichtigt, die aktuelle Diskussion sicherlich bereichern. Aus der Wünschbarkeit einer weiter gehenden Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Krieges ergibt sich jedoch noch kein Einwand gegen die Theoretiker, die sich ausschließlich

---

<sup>1</sup> Rawls, John (1992): Die Idee des politischen Liberalismus. Aufsätze 1978-1989. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 336ff.

den Problemen des „bellum iustum“ widmen. Man muss allgemein gesprochen nicht notwendig über eine umfassende Theorie eines Gegenstandes verfügen, um sich sinnvoll mit einem seiner Teilaspekte befassen zu können. Wer z.B. die Legitimationsprobleme untersuchen will, die sich anlässlich der Nato-Intervention in den Kosovo gestellt haben, bedarf keiner vollständigen Theorie des Krieges. Er wird im Gegenteil gut daran tun, sich auf die Kernfragen des „bellum iustum“ zu konzentrieren und mit seinen Überlegungen nicht bei der Tugend der Tapferkeit einzusetzen.

Den an der aktuellen Diskussion teilnehmenden Philosophen kann aber dann ein Vorwurf gemacht werden, wenn sie eine Frage außer Acht lassen, die für ihre Beschäftigung mit dem gerechten Krieg unmittelbar relevant ist. Von den vier Themenbereichen, für die Ulrike Kleemeier mehr Aufmerksamkeit einfordert, kommt hier nur der an erster Stelle genannte „Begriff des Krieges“ in Betracht. Zwar ist die moderne Debatte zumeist durch Ereignisse angeregt worden, deren Klassifizierung als Kriege nicht umstritten war. So sind viele Beiträge in direkter Reaktion auf den Vietnam-Krieg, die beiden Golf-Kriege oder den schon erwähnten Kosovo-Krieg entstanden. Gleichwohl haben die an der Diskussion beteiligten Autoren gewöhnlich den Anspruch erhoben, über den Einzelfall hinausweisende Aussagen zu

treffen. Sie haben nicht nur zu einem aktuellen Konflikt Stellung bezogen, sondern sich auch prinzipiell zur Legitimität militärischer Interventionen geäußert. Von einer Theorie des „bellum iustum“, die allgemeingültige Grundsätze aufstellen will, kann aber eine Klärung ihres Gegenstandsbereiches verlangt werden. Sie muss angeben, in welcher Bedeutung sie den Terminus Krieg verwendet.

Ulrike Kleemeier schlägt in Anlehnung an Clausewitz die folgende Definition vor: „Krieg ist eine gewaltsame kollektive Kampfhandlung größeren Maßstabs mit dem Zweck, dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen“. Diese Begriffsbestimmung hat zweifellos verschiedene Vorzüge. Beispielsweise erscheint es sinnvoll, von einer Erwähnung des Staates als kriegführenden Akteurs Abstand zu nehmen, um auch gewaltsam ausgetragene innerstaatliche Konflikte als (Bürger-) Kriege bezeichnen zu können. Dennoch kann die angeführte Definition in zweierlei Hinsicht nicht zufrieden stellen.

Zum einen ist die Formulierung „kollektive Kampfhandlung größeren Maßstabs“ zu unbestimmt, um eine eindeutige oder auch nur weitgehend unproblematische Verwendung des Terminus Krieg gewährleisten zu können. Durch die Festlegung auf kollektive Handlungen wird zwar – wie Ulrike Kleemeier hervorhebt – ausgeschlossen, dass „[...] auch gewaltsam ausgetragene

Kampfaktionen zwischen Einzelpersonen unter den Begriff des Krieges fallen“. Es bleibt aber unklar, wie viele Personen in die Kämpfe involviert sein müssen und wie zeitlich und räumlich ausgedehnt die Kampfbarkeit zu sein hat, um die Rede von einem Krieg zu rechtfertigen. So lässt sich auf der Grundlage der oben wiedergegebenen Definition beispielsweise nicht entscheiden, ob eine gewaltsame Auseinandersetzung zwischen rivalisierenden Mafia-Clans, bei der es zu Toten und Verletzten kommt, den Tatbestand eines (Banden-)Krieges erfüllt. Und es gibt keinen Anhaltspunkt, ab wann das gegenwärtig im Nahen Osten zu beobachtende Wechselspiel von palästinensischen Attentaten und israelischen Vergeltungsaktionen die Schwelle zum Krieg überschreitet.

Zum anderen führt die in die Definition aufgenommene Zweckbestimmung zu einer inadäquaten Verengung des Kriegsbegriffs. Ulrike Kleemeiers Vorschlag zufolge sind

nur Kampfhandlungen als Krieg zu bezeichnen, die mit der Absicht unternommen werden, „dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen“. Einem Feind kann man aber nur dann seinen Willen aufzwingen, wenn man ihn physisch nicht völlig vernichtet; zumindest einige Angehörige der Gegenseite müssen die Kampfhandlungen überleben, um nach ihrer Unterwerfung die Anordnungen des Siegers ausführen zu können. Folglich lassen sich militärische Auseinandersetzungen, bei denen eine oder beide Parteien ein Genozid anstreben, nach der vorliegenden Definition nicht als Kriege charakterisieren. Damit verfehlt Ulrike Kleemeier aber ihr erklärtes Ziel, eine Explikation des Kriegsbegriffes zu leisten, die sich weitgehend mit dem üblichen Sprachgebrauch deckt. Denn nach gängiger Redeweise werden Gewaltakte, die mit der Intention einer vollständigen Ausrottung des Gegners verübt werden, sehr wohl als (Vernichtungs-) Kriege bezeichnet.

Daniel Meßelken

## **Moralphilosophie *oder* Realismus?**

Laut Kleemeier beschränkt sich die gegenwärtige Philosophie, wenn sie Fragen des Krieges behandelt, ohne guten Grund auf eine bloße Fortführung der Theorie des gerechten Krieges und blendet dabei insbesondere die realistische Tradition vollkommen aus. Durch diese Reduktion

seien vor allem vier Punkte in der philosophischen Diskussion völlig unzureichend behandelt: der Begriff des Krieges, die Kriegstypologie, die Tugend der Tapferkeit und schließlich das Verhältnis von Krieg und Politik. Die aktuelle Philosophie sei in der Folge nicht in der Lage,

angemessene Antworten auf entscheidende Probleme und aktuelle Entwicklungen zu geben.

Es scheint, dass Kleemeier in ihrem Text, wenn sie von „Philosophie“ spricht, damit in erster Linie die politische Theorie und nicht die Moralphilosophie im engeren Sinne meint. So ist zumindest die Kritik der Konzentration auf moralische Fragen zu verstehen, die sie gegen die Philosophie vorbringt; auch ein Blick auf die von ihr angesprochenen Autoren stützt diese Vermutung. Meiner Meinung nach handelt es sich hier jedoch um zwei relativ unabhängige Themenbereiche, die nicht einfach vermischt werden können; ich werde auf diese Frage unten noch zurückkommen.

Was zunächst den Begriff des Krieges und die damit zusammenhängende Typologie von Kriegen angeht, so gehört diese systematische Analyse sicherlich eher zum Bereich der deskriptiven politischen Theorie. Es verwundert etwas, wenn Kleemeier zunächst bemängelt, dass es keine aktuelle philosophische Untersuchung zum Kriegsbegriff gebe, und dann anschließend feststellt, die Clausewitzsche Definition beinhalte letztlich immer noch alle relevanten Faktoren. So gesehen wäre ja eine Erneuerung der Theorie nicht dringlich. Dennoch, es gab (umstrittene) Versuche, den Begriff des Krieges neu zu behandeln (etwa von Small/Singer oder Kende, in der Philosophie am prominentesten von M. Walzer). Und es gibt ständig

fortgeführte Untersuchungen der neueren Kriege etwa durch den Hamburger Arbeitskreis Kriegsursachenforschung ([www.AKUF.de](http://www.AKUF.de)). Dessen Definition und statistische Einordnung der Kriege in eine vom AKUF aufgestellte Typologie gibt ein aufschlussreiches Bild über die verschiedenen Kriegstypen und die Entwicklung des Krieges seit 1945. Die Tendenz der Entwicklung hin zum innergesellschaftlichen Konflikt ist dort schon früh erkannt worden, allerdings stellt diese Kategorie wohl die größten Probleme hinsichtlich einer Einordnung dar. Weniger, weil sie so neu wäre (neu sind Teilaspekte wie z.B. die Qualität der Gewalt in solchen Konflikten), sondern eher, weil „Krieg“ klassischerweise einen internen oder externen Konflikt mit oder um *staatliche* Gewalt bezeichnet hat. Dieser politische Aspekt fehlt in vielen Auseinandersetzungen neueren Datums, in denen u.a. wirtschaftliche Interessen eine wesentliche Rolle spielen (vgl. das Phänomen der so genannten „Warlords“). In vielen Fällen passt das eurozentrische Modell des Krieges schlicht nicht, da es keinen staatlichen Souverän gibt, man denke hier etwa an die „failed states“. Eine Alternative wäre, vielleicht in derartigen Fällen von „bewaffneten Konflikten“ zu reden und diese unabhängig von politisch motivierten Kriegen um staatliche Souveränität zu beschreiben, ohne durch diese Bezeichnung das Ausmaß oder die Folgen dieser Auseinandersetzungen trivialisieren



trivialisieren zu wollen. Jegliche gewaltsamen Konflikte als Krieg zu bezeichnen, scheint mir aber weder dem Begriff des Krieges noch den angesprochenen Konflikten sachlich gerecht zu werden. Das Problem ist also nicht so sehr der Begriff des Krieges, sondern eine adäquate Beschreibung der jüngeren Entwicklung.

Auf zwei andere implizit gestellte Fragen des Textes von Ulrike Kleemeier bezüglich des Verhältnisses von Philosophie und Politik möchte ich hier noch kurz eingehen: Wieso weiterhin Moralphilosophie betreiben und *normative* Theorien aufstellen, wenn diese endlich doch relativ wirkungslos bleiben müssen angesichts der staatlichen Gewaltpotenziale und deren Ausrichtung an Macht? Sollte deswegen nicht lieber mehr Energie darauf verwendet werden, eine genauere *deskriptive* Theorie des Krieges und seiner Implikationen vor allem für das politische Handeln und damit die politische Vernunft zu erarbeiten?

Die Alternative kann m.E. aber nicht lauten: politische Theorie *oder* Moralphilosophie. Vielmehr handelt es sich um zwei sich ergänzende, aber in mancher Hinsicht unabhängige Bereiche des Denkens. Kleemeier bemerkt zurecht, dass die Moralphilosophie nicht die gewaltsamen Bedrohungen lösen könne, denen sich die Politik stellen muss. So ist der „Vorwurf“ berechtigt, dass normative Theorien nicht weiterhelfen, wenn es um das *Verstehen* und *Er-*

*klären* der Verflechtungen von Krieg und Politik geht. Will man etwa die (derzeitige) US-amerikanische Außenpolitik verstehen, ist es mit Sicherheit angebracht, sich deren theoretische Grundlagen anzuschauen: die Theorien des politischen (Neo-)Realismus, die in den USA das vorherrschende Paradigma für die Betrachtung und Analyse der internationalen Beziehungen sind.

Der Moralphilosophie geht es hingegen nicht in erster Linie um das Erklären und Verstehen aktueller Phänomene; sie will dagegen Wege und Ideale aufzeigen, wie (eine andere) Politik aussehen *sollte*. Auch wenn diese Ideale nicht (sofort) und vollständig umgesetzt werden können. Wenn sich die Philosophie durch empirische Probleme von dieser Herausforderung abbringen lässt, gibt sie diese ihr ureigene Aufgabe und Herangehensweise auf und spielt letztlich der realistischen Machtpolitik zu. Die Ideen des Völkerbundes, der UNO und einer internationalen Rechtsgemeinschaft (kurz: des Völkerrechts) wären ohne die Ideen der idealistischen Denker nicht entstanden. Sie mögen – vor allem von den mächtigen Staaten – nicht immer respektiert werden, aber Einfluss haben sie gewonnen. Von einer realistischen Doktrin der internationalen Beziehungen werden derartige Regelungsinstanzen nicht gebraucht, sie setzt einzig und allein auf Macht. Prägnant schon 1948 formuliert von Morgenthau, einem der ersten Theoretiker des modernen

Realismus: „The moralist asks: Is this policy *in accord with moral principles*? And the political realist asks: How does this policy *affect the power of the nation*?“ (H.J. Morgenthau: *Politics among Nations*, New York 1948, S. 12, meine Hervorhebung). Moralphilosophie und

politischer Realismus stellen also (auch in Bezug auf den Krieg) ganz verschiedene Fragen. Es ist nicht erstaunlich, dass sie daraufhin auch zu unterschiedlichen Antworten kommen. Diese Tatsache ist aber m.E. nicht dazu geeignet, die beiden Ansätze gegeneinander zu stellen.

Pirmin Stekeler-Weithofer

## Zum Begriff des Krieges

### I.

1. In ihrem Text *Der Krieg als Gegenstand philosophischen Denkens* vertritt Ulrike Kleemeier die These, es mangle in der gegenwärtigen Debatte um den Begriff des gerechten Krieges weniger an Vorschlägen zur Klärung des Verhältnisses von Krieg und Moral als an einer begrifflichen Reflexion dazu, was Krieg eigentlich ist. Sie stellt fest, es gäbe keine oder kaum eine neuere philosophische Abhandlung zum Begriff des Krieges. Das könnte freilich auch daran liegen, dass weitgehende Übereinstimmung herrscht in Bezug auf die Begriffsdefinitionen des Krieges im Laufe der abendländischen Geistesgeschichte, wie dies zum Beispiel der Artikel „Krieg“ im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* zeigt. Warum also sollte es überhaupt ein Bedürfnis nach neuen Begriffsbestimmungen geben, wenn diese ohnehin immer nur in der Reformulierung einer der Varianten besteht, die wir im Grunde aus der

Tradition schon kennen? Es ist diese Frage nach dem Interesse und dem Zweckbezug philosophischer Begriffsreflexion, die ich in der Überlegung von Frau Kleemeier vermissem und die ich hier gewissermaßen nachtragen will.

Ulrike Kleemeier sieht das Neue ihres Vorschlags in der Anwendung von Carnaps Verfahren der Begriffsexplikation durch rationale Nachkonstruktion von Kriterien. Eben dieses Verfahren ist jedoch nicht dazu angetan, unsere Frage voranzubringen. Denn diese Frage betrifft, wie wir noch genauer sehen werden, weniger die ‚Präzision‘ der definatorischen Explikation. Sie betrifft vielmehr die angemessene Form der begrifflichen Klärungspraxis im Blick auf das in ihr je verfolgte Interesse. Dieses Interesse lässt sich nicht darauf reduzieren, irgendwelche gemeinsame Kriterien und verbalen (Inferenz-)Regeln explizit für die Verwendung des Prädikators „x ist ein Krieg“, festzulegen, also dafür, wann man sagen kann oder darf „das ist ein Krieg“ und

was man aus dem Satz dann inferentiell folgern darf.

Nun ist aber keineswegs klar, ob das Wort „Krieg“ wirklich sinnvollerweise als klassifikatorischer Prädikator aufzufassen ist. Nur Prädikatoren, die in einem schon bekannten Bereich von Gegenständen eine Teilklasse ausgrenzen oder aus einer ‚Gattung‘, die schon als wohlbestimmt vorausgesetzt sein muss, eine besondere ‚Art‘, lassen sich auf die Weise definieren, wie sich dies Carnap oder Kleemeier denken. Aber das Wort „Krieg“ könnte auch allgemeinere und andersgeartete Funktionen haben. Die wohl allgemeinste Funktion eines Wortes ist die eines Nenn- oder Titelwortes. Ein solches Nennwort überschreibt entweder (nur) einen schon als bekannt unterstellten Bereich von Beispielen, oder es nennt einen ganzen Rede- und Gegenstandsbereich und damit den Gesamtbereich der möglichen (relevanten) Aussagen des Bereichs. Im zweiten Fall handelt es sich um eine ‚Gattung‘ von Gegenständen, für die auf der Grundlage einschlägiger Basisaussagen logisch komplexe Prädikatoren auf eine Weise definierbar werden, wie wir sie am Beispiel der elementaren Arithmetik als Form der Definition kennen lernen. Ein gattungsbestimmendes Nenn- oder Titelwort sondert also nicht etwa eine Art klassifikatorisch aus einer größeren Gattung aus. Die nachträgliche Verwandlung von ganzen Rede- oder Gegenstandsbereichen in Klassen oder von Gattun-

gen in Arten ist vielmehr eine logisch keineswegs unproblematische Operation, zumal ihr die Vereinigung von diversen Redebereichen zu größeren Gegenstandsbereichen wie etwa die der abstrakten Gegenstände mit den konkreten Dingen zu einer gemeinsamen Oberklasse von ‚Entitäten‘ bzw. von Gattungen wie Pflanzen und Tieren zu einer Obergattung wie die der lebenden Organismen vorausgeht. So ist z.B. schon das Wort „Zahl“, anders als Frege, Carnap und ihre Nachfolger bis heute noch glauben, nicht als aussondernder Prädikator, sondern als gattungsbestimmendes Nenn- oder Titelwort zu verstehen. Mit ihm überschreiben wir die basale Konstitution des Bereichs der (natürlichen) Zahlen. Auf seiner Grundlage sind dann über mengenabstraktive Operationen weitere Bereiche abstrakter Gegenstände konstituierbar wie z.B. die der rationalen und reellen ‚Zahlen‘ oder ‚Größen‘ im Sinne allgemeinsten Proportionen und Folgen von Größen. Erst nachdem wir diese Bereiche gebildet haben, können wir die natürlichen Zahlen in die größeren Bereiche der ‚reellen Zahlen‘ (qua Proportionen oder konvergenten Proportionsfolgen) ‚einbetten‘ und dann wieder durch besondere Eigenschaften ‚aussondern‘. Die sogenannten impliziten axiomatischen ‚Definitionen‘ etwa des Zahlbegriffs in der Peano-Arithmetik oder des Mengenbegriffs durch die Axiome Zermelos und Fraenkels sind dabei immer nur Partialbe-

schreibungen wesentlicher Eigenschaften eines schon anderweitig bestimmten Gegenstandsbereiches und eben daher keine zureichenden Begriffsbestimmungen, allen anderslautenden Versicherungen Hilberts oder Carnaps zum Trotz. Wer nicht weiß, was natürliche Zahlen sind oder was wir tun, wenn wir in der Mathematik höherstufige Mengen bilden, wird das nie durch das deduktive Rechnen im Axiomensystem allein lernen und begreifen können.

2. Ist also der Begriff des Krieges sinnvoll als Prädikator zu definieren? Oder ist er zunächst eher als Nennwort einzuführen, dem man erläuternde Grundsätze, die wie Axiome aussehen mögen, zur Seite stellt? Die konkretere Frage, was eine angemessene, zufrieden stellende Definition wäre, lässt sich nicht dadurch entschärfen, dass man sagt, die definitorischen Postulate sollten sich *plausibel an Intuition und Alltagssprache* anschließen lassen, daran also, wie uns der Schnabel im kulturellen Umfeld unserer Tradition schon gewachsen ist, um einmal etwas drastischer und damit präziser auszudrücken, was mit der Rede von einer Intuition oder einem ‚gängigen Gebrauch‘ gemeint sein muss, wenn überhaupt etwas Bestimmtes gemeint ist. Denn die Frage, wie sich ein bloß plausibler zu einem wohlbegründeten Anschluss an übliche Redeweisen verhält, wie also der Gefahr der Willkür der definitorischen Explikationen und der sich aus ihr ergebenden Gefahr einer

Vertiefung der begrifflichen Verwirrung trotz oder sogar wegen der Schematisierung der Regeln des Definierens und Schließens im axiomatisch-deduktiven Rahmen zu entgehen ist, bleibt so noch ganz ungeklärt. Kurz, die größere Exaktheit des schematischen Schließens, welche willkürliche definitorische Postulate als definitorische Bestimmungen einer ‚Theorie‘ ermöglichen, wird erkaufte auf Kosten der *Genauigkeit* der externen Anwendungen der implizit definierten Wörter, auf Kosten einer *strengen* Debatte darum, welche subjektiven Vorentscheidungen schon in das Format der Definition eingebaut sind, ferner auf Kosten einer *vernünftigen* Einigung auf eine dem jeweiligen konkreten Problem im jeweiligen Redekontext angemessene Wortgebrauchserläuterung.

3. Doch betrachten wir nun endlich die Formel, mit welcher Ulrike Kleemeier den Begriff des Krieges bestimmen will. Diese Formel fasst im Grunde nur die Kriegsdefinition bei Clausewitz zusammen: „*Krieg ist eine gewaltsame kollektive Kampfhandlung größeren Maßstabs mit dem Zweck, dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen.*“ Gegen diese plausibel klingende Formel scheint auf den ersten Blick nicht viel einzuwenden zu sein. Dass sie nur wenig Neues bringt, wäre sogar ein Vorzug. Es entstehen aber schnell Probleme, wenn wir fragen, wie die Formel wirklich angemessen zu gebrauchen ist und ob sie tatsäch-

lich eine exakte bzw. präzise und widerspruchsfreie Begriffsdefinition darstellt, wie sie Ulrike Kleemeier sich wünscht.

Offenbar wird in der Definition der Begriff der kollektiven Handlung als Gattungsbegriff vorausgesetzt. Das ist keine unwesentliche Voraussetzung, da sie, wenn wir sie aus der ersten Person Plural betrachten, zur Frage führt, wer alles zu uns, zur Wir-Gruppe des jeweiligen Kollektivs gehört, welches das formale Subjekt der Kollektivhandlung bildet. Wenn wir das als geklärt unterstellen könnten, könnte man versuchen, die Formel als explikative Verbaldefinition des aussondernden Prädikators „die Kollektivhandlung x ist ein Krieg“ zu behandeln. Dazu müssen wir freilich schon wissen, was *Gewalt* ist, wie wir kurz sagen, wenn wir auf die Bedeutung des prädikativen Wortes „gewaltsam“ verweisen. Entsprechend wird unterstellt, dass schon klar ist, was ein *Kampf* ist und was es heißt, als Kollektiv oder Wir-Gruppe *Gegner* eines *feindlichen Kollektivs* zu sein und diesem unseren Willen aufzwingen zu wollen. Denn der Singular „der Gegner“ in der Formel steht ja gerade nicht für eine Person, sondern eben für ein Kollektiv. In der Tat bedarf es dazu, dass es überhaupt zu einem Kampf kommt, (mindestens) zweier Parteien, die dann auch wirklich kämpfen und nicht etwa bloß mit Gewalt bzw. Gegengewalt *drohen* – wie etwa im sogenannten ‚kalten Krieg‘ (in Eu-

ropa). Denn es reicht, wie Ulrike Kleemeier selbst hervorhebt, nicht einmal aus, dass eine Seite Gewalt ausübt. Wenn die andere Partei sich unterwirft und sich mithin nicht wehrt, kommt kein Kampf und damit – dieser Definition zufolge – kein Krieg zustande.

4. Evident haben wir in der obigen definitorischen Formel im Grunde längst schon, wenigstens implizit, die formale Unterscheidung Carl Schmitts zwischen Freund und Feind, d.h. zwischen einer *Wir-Gruppe* und *den Anderen*, den Gegnern oder Feinden, investiert. Was damit gesagt ist, lässt sich an dem bekannten Spruch erläutern: „Stell’ dir vor, es ist Krieg, und keiner geht hin“. Es handelt sich um etwas mehr als einen Kalauer. Denn sein Witz besteht darin, dass er implizit auf eine begriffliche Tatsache hinweist, darauf nämlich, dass ohne *unsere praktische* Anerkennung, dass es gegen *unsere Gegner* zu kämpfen gilt, kein Kampf und daher – wieder der Definition gemäß – kein Krieg zustande käme. Die naheliegende Frage ist, *wer alles von uns* diese Anerkennung in Rat und Tat umsetzen muss. Denn dies muss doch nicht wirklich *jeder von uns* tun. Dies führt schnell zu wichtigen und keineswegs einfach beantwortbaren Zusatzfragen wie zu der, wer sich denn über die kämpfende Truppe hinaus im Krieg mit wem befindet. Es gibt noch weitere gravierende Probleme. Wenn man die oben skizzierten begrifflichen Kriterien allzu

wörtlich nimmt, dann wären Besatzungen ohne Kampf, wie z.B. die der Tschechoslowakei 1938 oder dann auch der Niederlande 1940 ohne wesentliche Gegenwehr, *per se* noch gar keine Kriege. Sogar die Besetzung des Irak durch die USA würde im Grunde erst *post hoc* dadurch zum Krieg geworden sein, dass sich eine als erheblich eingestufte Gegenwehr und die damit entstehenden Kampfhandlungen ‚größeren Maßstabs‘ faktisch ergeben haben. Wäre es, wie im Kosovo-Konflikt, nur bei einem einseitigen Bombardement und einem Einmarsch von Truppen geblieben, könnte man nach dieser Sprachregelung zwar von einer militärischen Intervention und Invasion mit Gewaltandrohung und Gewaltanwendung sprechen, aber nicht eigentlich von einem Krieg.

Andererseits handelt es sich z.B. bei Hitlers ‚Feldzügen‘ wie etwa der Besetzung Dänemarks um einen ‚echten‘ Krieg – jedenfalls im völkerrechtlichen Sinne. Noch klarer gilt dies für die Bombardierung des sich nicht wehrenden, weil militärisch ebenfalls praktisch wehrlosen, Serbien im Kosovo-Konflikt. In keinem der Fälle ist es eigentlich zu *Kampfhandlungen größeren Ausmaßes* gekommen. Auch während der Zeit der ‚*drôle de guerre*‘ zwischen Frankreich und Deutschland oder zwischen der Sowjetunion und Japan im 2. Weltkrieg gab es praktisch keine Kampfhandlungen. Und doch

befanden sich die betreffenden Staaten im Krieg gegen einander.

5. Wenn wir nun aufgrund eines im formalistischen Sinn ‚exakten‘ Verständnisses der definierenden Formel sagen würden, dass es sich im Kosovo, vielleicht sogar im Irak, ‚nur‘ um eine militärische Operation oder eine ‚bewaffnete Intervention‘ bzw. eine ‚Invasion‘ und nicht eigentlich um einen Krieg handelte, dann wären offenbar auch die Fragen nach dem *ius ad bellum* und dem *ius in bello*, dem informalen ‚Recht zum Krieg‘ und dem teils informalen, teils formalen ‚Kriegsrecht‘ für diese Fälle nicht ohne weiteres anwendbar. In der Tat gehört es zur Strategie der ‚Rechtfertigung‘ derartiger Interventionen, das Wort „Krieg“ zu vermeiden. So hat das Deutsche Reich den Durchmarsch durch Belgien 1914 durchaus nicht als ‚Krieg gegen Belgien‘ gedeutet, während Belgien, das sich gegen den erzwungenen Durchmarsch zur Wehr setzte, den Einmarsch aus seiner Sicht offenbar mit gutem Recht als Angriffskrieg interpretierte – womit wiederum der vertragliche Bündnisfall für Großbritannien eintrat.

Nun ist zwar richtig, dass wir zwischen einer bloßen Gewaltandrohung bzw. dem Eingehen des Risikos, dass es zu erheblicher Gegenwehr kommt, und den erfolgten Kampfhandlungen immer noch unterscheiden können und oft auch müssen. Aber wer fängt dann den Krieg an, der, welcher den Kriegs-

zustand (zunächst ggf. bedingt durch ein Ultimatum) erklärt, der, der mit der Invasion beginnt, oder am Ende gar der, der mit Gegenwehr reagiert? Der nicht zuletzt auf deutscher Seite zum Teil mit sophistischen Argumenten geführte Streit um den Beginn des Ersten Weltkriegs zeigt, wie vermint das begriffliche Gelände hier ist: Beginnt der Krieg mit der Kriegserklärung Österreich-Ungarns gegen Serbien, mit der darauf folgenden, zweifellos ernst gemeinten, Kriegsdrohung Russlands, praktisch realisiert durch das Ultimatum gegen Österreich-Ungarn und der Mobilmachung am 30. Juli, oder erst mit der expliziten Kriegserklärung durch das Deutsche Reich an Frankreich und Russland bzw. mit dem Einmarsch in Belgien und der entsprechenden Gegenwehr am 4. August?

6. Die zentrale Frage ist offenbar, was wir gewinnen, wenn wir den Wortgebrauch auf die eine oder andere Weise ‚präzisieren‘. Aus der vorgeschlagenen definitiven Formel ergibt sich zum Beispiel auch, dass es Kriege nicht nur zwischen Staaten, sondern etwa auch zwischen Parteien in einem Staat geben kann, also Banden- oder Bürgerkriege. Kleemeier meint, so weit müsse der Begriff gehalten werden, um adäquat zu sein. Es ist aber alles andere als klar, was es heißen und wozu es gut sein soll, einen allgemeinen, kontext- und zweckfreien „idealisierten und präzisen Gebrauch“ des Ausdrucks „Krieg“

anzustreben, „gleichzeitig aber möglichst viel von seinem gängigen Gebrauch zu bewahren“, wie Kleemeier schreibt. Genau und widerspruchsfrei können wir nämlich schon mit dem gängigen Gebrauch allein arbeiten, wenn wir nur in der Lage sind, kontextbezogene Desambiguierungen in den Kriterien der Anwendungen und Inferenzen des Wortgebrauchs mit Urteilskraft vorzunehmen. Das heißt dann freilich, dass die Inferenzen nicht einfach schematisch, nicht ‚gedankenlos‘, zu ziehen sind.

Der hier diskutierten Formel zufolge kann man nicht ohne Weiteres schließen, dass, wenn von einem Krieg die Rede ist, es *zwei Staaten* als kämpfende Parteien gibt. Beim Krieg zwischen Hitler und Stalin gibt es sie, beim Krieg zwischen Cäsar und Pompejus oder zwischen Cromwell und Karl dem Ersten gibt es sie nicht, auch nicht beim Krieg zwischen den Geusen und den Spaniern. Die ‚Bandenkriege‘ eines Al Capone wiederum sind noch keine Bürgerkriege, schon eher die des mexikanischen Bandenchefs F. (Pancho) Villa, nicht zuletzt wegen seiner partiellen Unterstützung des Bauernführers E. Zapata. Auch die Frage, ob die Gewaltanwendung und die Gegenwehr jeweils erheblich genug war, um von einem Krieg zu sprechen, kann offenbar in verschiedenen Kontexten und von verschiedenen Sprechern verschieden bewertet werden. So präzise, dass diese Art der Beurteilung nicht im-

mer erst noch zu treffen wäre, ist die Formel also doch nicht. Der private ‚Krieg‘ des Michael Kohlhaas fällt freilich relativ klar aus der Clausewitz-Definition heraus, weil nämlich die eine Partei, nämlich die des Kohlhaas, kein Kollektiv ist und weil es auch keine Kampfhandlungen ‚größerer Maßstabs‘ gibt.

7. Warum aber sollte sogar ein kriegerischer Feldzug, der nicht den Zweck hat, dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen, sondern diesen (das heißt die gesamte Gruppe der kampffähigen männlichen Bevölkerung) physisch zu vernichten, wie zum Beispiel der der Mongolen gegen das Kalifat von Bagdad oder, im Ganzen und langfristig gesehen, Hitlers Krieg gegen ‚Russland‘, kein ‚echter‘ Krieg sein? Clausewitz erwähnt den Sonderfall des Vernichtungskrieges durchaus, denkt dann aber vorzugsweise an ‚zivilisierte‘ Kriege, die, wie etwa die Kriege Napoleons, als Kriege beendet sind, wenn der Feind den Widerstand gegen den Willen Frankreichs, verkörpert durch den Kaiser, aufgibt.

8. In Anbetracht dieser Beispiele fragt man sich daher, ob wir nicht sogar an Präzision des Denkens und Argumentierens eher *verlieren*, wenn wir auf einer *flächendeckenden Definition* nach Art der hier betrachteten bestehen wollen. Denn die interessanteren inferentiellen Schlüsse, wie die nach dem gerechten und dem ungerechten Krieg, nach dem sogenannten Recht zum Krieg und dem Recht im Krieg und

die zugehörigen Fragen nach der Friedenspflicht bzw. dem Verbot des (Angriffs-)Kriegs gemäß den Normen des Völkerbundes beziehen sich ohnehin immer schon auf den Spezialbegriff des Krieges, nämlich den zwischen mehr oder weniger souveränen Staaten, mit oder ohne Kampfhandlungen.

## II.

1. Das philosophisch-begriffliche Denken von Hobbes bis Kant, Hegel oder Clausewitz bleibt im Grunde einer traditionellen Idee verhaftet. Ihr zufolge kann der souveräne Einzelstaat die einzige Institution des Rechts sein. Internationales ‚Recht‘ ist bestenfalls eine *façon de parler*. Solange es nämlich weder eine Instanz der Rechtsprechung in der Form von internationalen Gerichtshöfen gibt noch eine Instanz der Rechtsdurchsetzung in Form einer internationalen Sanktionsmacht, die Gewalt androhen und einsetzen kann, solange sind internationale Beziehungen das Ergebnis freier Kooperation oder Antagonismen, politischer Verträge und ökonomisch-militärischer Sanktionsdrohungen und Sanktionen. ‚Einseitige‘ Sanktionen, zu denen ich hier auch den Abbruch gewisser kooperativer Beziehungen zähle, sind, wie im Fall des freien Versprechens unterhalb des staatlich sanktionierten Vertrags ‚bürgerlichen Rechts‘, die einzigen Möglichkeiten, auf den Bruch eines politischen Vertrages zu reagieren.



Dabei nenne ich Sanktionsdrohungen und Sanktionen ‚einseitig‘, wenn bzw. weil sie zur Position je einer der Vertragsparteien gehören und weil es keine übergeordneten Schlichter oder Rechtsprecher gibt. Fortsetzung politischer Mittel ist der Krieg daher dann, wenn eine einseitige Gewaltandrohung zur Einhaltung eines Vertrages nicht ausreicht – ob dieser Vertrag früher freiwillig geschlossen worden war oder gerade heute durch die Drohung erzwungen werden soll, tut dabei nichts weiter zur Sache, auch wenn dies für die Beurteilung der ‚Berechtigung‘ des Übergangs von der ‚Politik‘ zum ‚Krieg‘ aus der Perspektive Dritter, etwa durch uns als historische Beobachter, sehr wohl wichtig werden mag.

2. Nach klassischer Auffassung war es von großer positiver Bedeutung anzuerkennen, dass die Verhältnisse zwischen souveränen Staaten nicht als rechtsförmig zu verstehen sind. Sie sind realistisch als Formen ‚freier‘ Kooperation teils moralförmig, teils durch die Macht der Androhung von Sanktionen bis hin zur direkten Gewalt bestimmt. Wenn dies nicht anerkannt wird, besteht die Gefahr, durch ein Gerede von einem ‚Naturrecht‘ oder von ‚Menschenrechten‘ in illusionärer Weise die Rechtsförmigkeit von Verträgen zwischen Staaten anzunehmen, ohne dass es, wie etwa noch zu Zeiten des Einflusses von Papst und Kaiser, auch nur Ansätze einer höheren Schiedsrichterinstanz gibt. Die Folge ist,

dass sich jeder das vermeintliche Recht so nimmt, wie es ihm passt und dass damit gerade kein Rechtszustand entsteht, sondern die Rede vom Recht entleert wird, wie eben die Rede von einem Naturrecht immer in der Gefahr stand und steht, den Rechtsbegriff nicht zu stützen, sondern zu entleeren.

Der klassischen Idee der souveränen Staaten zufolge sind bzw. waren politische Kooperationen und Verträge daher nur so weit verlässlich, wie sie von der jeweiligen Seite durch Sanktionsdrohmacht sicher gemacht werden konnten. Daher bildete die Kriegsdrohung oder wenigstens die Drohung von gewaltsamen Aktionen wie im Falle eines Handelsembargos in gewissem Sinn immer auch eine Grundlage für die Einhaltung zwischenstaatlicher Verträge. In diesem Sinn gehören Gewalt- und Kriegsdrohungen sogar zu den Möglichkeitsbedingungen zwischenstaatlicher Verträge. Dies wird ganz besonders klar, wenn wir an die ‚Berechtigung‘ einer Intervention der Westmächte aus Anlass des Bruchs des Versailler Vertrages etwa durch Hitlers Aufrüstung denken, deren Unterlassung im Nachhinein wohl sehr zu bedauern ist.

3. Die damit angesprochenen Klassen von Normen zur Beurteilung von Kriegen, die durch den Hinweis auf Vertragsbrüche ‚gerechtfertigt‘ werden, gilt durchaus auch für Verträge, die nicht bloß politische, sondern auch ökonomische Fragen betreffen, wie z.B. die Teilung der

Welt in politische und wirtschaftliche Einflussphären zunächst im Vertrag von Tordesillas zwischen Spanien, Portugal und dann, ohne jeden Papst, sondern bloß mit Politik und Krieg als Vermittler, zwischen den eben genannten ‚alten Mächten‘ und den Niederlanden, England, Frankreich und schließlich den USA. Kurz, die Formel vom Krieg als Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln ist einfach nur ein realistischer Kommentar zum Begriff der Außenpolitik souveräner Staaten im Zeitalter des Absolutismus. Sie entspricht der Idee einer totalen Aufteilung der Welt in rein binnenstaatliche Rechtssphären ohne höhere Instanz. In vorabsolutistischen Zeiten gab es dagegen im Papst- und Kaisertum noch lange die entsprechenden höheren Instanzen, auch noch nachdem die im Mittelalter zu Zeiten durchaus reale moralische und militärische Sanktionsmacht dieser Instanzen längst schon schwach geworden war. Im Deutschen Bund von 1815 bis 1848 erkennen wir ähnliche Verhältnisse, da auch hier die Souveränität der Einzelstaaten durchaus beschränkt blieb.

4. Es ist aber eine Art Anachronismus, wenn man im Zeitalter des sich entwickelnden ‚Imperialismus‘ und des nachfolgenden ‚Nationalismus‘ mit ihrer Aufteilung der Welt in souveräne Einzelstaaten auf Thomas von Aquins ‚ius‘ ad bellum und ‚ius‘ in bello zurückgreift. Von einem *Recht* ist nämlich jetzt nicht mehr

sinnvoll die Rede. Dem ist spätestens so, seit die Idee des souveränen Staates im Absolutismus nicht nur für die Politik handlungsleitend geworden war, sondern auch im Selbstverständnis des Staatsbürgers weitgehend anerkannt wird. Das heißt, die Beurteilung der Frage der ‚Gerechtigkeit‘ von Sanktionsdrohungen und der Ausübung militärischer Macht im angedrohten oder wirklichen Krieg wird zur Frage des freien moralischen Urteils *ohne* institutionelle Instanz, die sich an einem überstaatlichen und übernationalen Kodex orientierte. Die Frage des Aquinaten nach dem Recht zum Krieg und dem Recht im Krieg wird damit zur Frage danach, nach welchen allgemeinen Gesichtspunkten wir die ‚Gerechtigkeit‘ einer Sache, um die es einer Kriegspartei geht, und die relative Verhältnismäßigkeit des (angedrohten) Einsatzes von Gewalt informal beurteilen. Im zweiten Fall könnte man, wenn es nicht so sarkastisch klänge, auf erhellende Weise von einer ‚Fairness‘ der Kriegsführung sprechen.

5. Während nun die Idee eines quasi ‚naturrechtlich‘ aufgefassten Krieges als Fortsetzung der Politik mit anderen, gewaltsamen, Mitteln bis zum Ende des 1. Weltkrieges durchaus noch Anerkennung fand, wird eine Politik, die sich an dieser Idee orientiert, mit dem Briand-Kellogg-Pakt 1928 international geächtet. (Der übliche Anachronismus der Beurteilung der Geschichte *post hoc* lebt davon, derartige Verschiebun-

gen in weitgehend geteilten Urteilkriterien einfach zu vergessen.) Damit bahnt sich eine Veränderung des Begriffs bzw. der Idee des Krieges an, die in größerem Rahmen zu begreifen ist. Denn es ist nun die Frage nach der Souveränität der kriegführenden Staaten und deren neue Begrenzung durch internationale Macht-, Rechts- und Vertragsverhältnisse wesentlich mit zu bedenken.

Heute befinden wir uns in einer Situation, deren Paradoxie von Derrida ganz richtig erkannt ist. (Vgl. Jacques Derrida, *Voyous. Deux essais sur la raison*, Paris Editions Galilée, 2003; vgl. auch die Besprechung von Alexandra Popp in *Dialektik. Zeitschrift für Kulturphilosophie* 1/2003.) Die Staaten operieren immer noch mit einer Souveränitätsrhetorik aus dem 18. und 19. Jahrhundert, die den faktischen Verhältnissen seit 1945 und besonders seit 1989 längst schon nicht mehr gerecht wird. Der einzige wirklich noch souveräne Staat im Sinne Carl Schmitts ist der Herr des Weltausnahmezustandes, sind die USA. Von allen anderen Staaten wird ein Teilverzicht ihrer Souveränität verlangt, von Russland und China insbesondere unter Hinweis auf die Menschenrechte. Und doch weigern sich gerade die USA, sich einem Internationalen Strafgerichtshof für Menschenrechte zu unterstellen. Sie behaupten damit für sich als einzigen Staat der Welt nicht bloß volle Souveränität im Sinn der frü-

heren Jahrhunderte, sondern sehen sich zugleich als Garanten der Menschenrechte und des internationalen Rechts. Sie beanspruchen damit, wie bekannt, einseitige Interventionsrechte. Dies führt Derrida zu der bewusst provokativen These, dass der eigentliche Schurkenstaat des neuen Jahrhunderts die USA sind. Damit dekonstruiert er die Idee des internationalen Rechts und der Menschenrechte insoweit, als unter der Decke des guten Klangs der Worte ihr Missbrauch offenbar wird: Es ist eine nationale Macht im Sinn des 19. Jahrhunderts, die unter dem Titel des internationalen Rechts auch solchen Interventionen den Schein der Legitimität verleiht, die nicht durch internationale Verträge oder Organisationen legitimiert sind. Spätestens der Irakkrieg zeigt eben dies, dass die USA nur aufgrund ihrer ökonomischen Sanktionsmacht und aufgrund direkter Gewalt- und Kriegsandrohungen und direkter Interventionen, nicht etwa aufgrund irgendwelcher internationaler Legitimitäten oder eines allgemeinen Vertrauens aus reiner Klugheit als Weltordnungsmacht anerkannt werden.

Es ist sicher ein drastischer Vergleich, aber der Form nach ähnelt diese Anerkennung der Anerkennung einer Besatzungsmacht wie der Deutschlands im Frankreich der frühen 1940-er Jahre oder der der Alliierten in Deutschland nach 1945. Dabei sind die Illusionen über den eigenen ‚moralischen‘ Stand in der

Welt wohl nirgends größer als in den USA selbst, gerade auch unter vielen Intellektuellen und in den Medien. Es sind diese Illusionen, die Derrida dekonstruiert. Es geht dabei gar nicht um die Frage der Nichtanerkennung der faktischen Machtver-

hältnisse, wie dies die Kritiker meinen, die den angeblich weltfremden Philosophen Derrida, Habermas oder Rorty vorwerfen, in ihrerseits illusionärer Weise die faktischen Machtverhältnisse zwischen den USA und Europa zu ignorieren.

Markus Wolf

## Heißt realistisch sein auf Normativität verzichten?

Ulrike Kleemeier beginnt ihren Artikel über „Krieg als Gegenstand philosophischen Denkens“ mit der Feststellung, in der Gegenwart nehme die Philosophie den Krieg einseitig unter dem normativen Aspekt seiner moralischen Rechtfertigung, der „Theorie des gerechten Krieges“, wahr. Dabei übersehe sie, dass die philosophische Reflexion des Krieges darüber hinaus auf den Kriegsbegriff bzw. den Krieg als Phänomen selbst zielen müsse. Eine Klärung des Kriegsbegriffs sei die Voraussetzung einer Diskussion um seine moralische Rechtfertigung, da sonst unklar bleibe, was eigentlich in der „Theorie des gerechten Krieges“ gerechtfertigt werden solle.

Diese Argumentation scheint unter anderem schon deswegen überzeugend, weil sich die Autorin auf eine „realistische“ Tradition der philosophischen Reflexion des Krieges stützen kann, der eine lange Liste von Autoren angehört. Offensichtlich ist die „Theorie des gerechten Krieges“ nicht die einzige Möglichkeit, sich dem Kriegsbegriff philo-

sophisch zu nähern. Sie blendet vielmehr wichtige Teile der philosophischen Tradition aus. Dass die Dinge möglicherweise trotzdem nicht ganz so klar liegen, wie die Autorin sie darstellt (Abwertung der „Theorie des gerechten Krieges“ zugunsten einer nicht-normativen „realistischen“ Reflexion des Krieges als eines sozialen Phänomens), möchte ich im folgenden nahe legen, indem ich der von ihr nicht gestellten Frage nach dem Zusammenhang der vier Ebenen ihrer Untersuchung des Kriegsphänomens nachgehe.

Ulrike Kleemeier untersucht den Krieg hinsichtlich seines Begriffs, hinsichtlich einer Kriegstypologie, hinsichtlich der Rolle, die die Tugend der „Tapferkeit“ im Krieg spielt und hinsichtlich des Verhältnisses von Krieg und Politik. Unklar bleibt, ob sie diese „elementaren Fragen“ willkürlich aus dem Spektrum möglicher Untersuchungsgegenstände herausgreift bzw. ob sie durch die „realistische Tradition“ der Kriegsphilosophie vorgegeben werden, oder ob diese Auswahl

durch die innere Einheit der Kriegspraxis motiviert ist. Meine Vermutung ist, dass letzteres der Fall sein könnte.

Mit Clausewitz bestimmt Kleemeier Krieg als „eine gewaltsame kollektive Kampfhandlung größeren Maßstabs mit dem Zweck, dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen.“ Krieg lässt sich so als ein Phänomen kollektiven sozialen Handelns verstehen, das einen Spezialfall strategischen Handelns (Handeln „mit dem Zweck, dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen“) darstellt. Als Spezialfall qualifiziert sich der Krieg zum einen dadurch, dass er durch den extremen und komplexen Charakter der Handlungssituation („kollektive Kampfhandlung“) ein höheres Maß an Unvorhersehbarkeit aufweist als etwa strategische Handlungen im Rahmen von Spielen (bei durch Regeln von vornherein festgelegten Handlungsoptionen). Daraus resultiert die berühmte Clausewitzsche „Friktion“, der Abstand zwischen strategischer Planung und praktischer Durchführung von Kriegshandlungen. Zum anderen ist für den Krieg charakteristisch, dass die Beteiligten ihre Handlungsziele durch gewaltsame Aktion, d.h. durch physische Zerstörung zu erreichen versuchen und nicht etwa durch bloße Drohung, Manipulation, Überredung oder anderes.

Nach Klärung des Kriegsbegriffs lassen sich die übrigen „elementaren Fragen“ Kleemeiers als Konsequenzen verstehen, die sich aus ihm in

verschiedenen Hinsichten ergeben. Die Kriegstypologie beschäftigt sich mit der näheren Beschreibung der Struktur der kriegerischen Interaktion, v.a. hinsichtlich der an ihnen beteiligten Akteure. Wie Kleemeier einräumt, sind aber auch andere typologische Beschreibungen denkbar, beispielsweise hinsichtlich der Ideologie der Kriegsparteien. Die Kriegstypologie versucht eine Art deskriptive Phänomenologie des Krieges zu geben. Krieg erscheint in diesem Zusammenhang als eine Praxis, die sich (wie jede soziale Praxis) in zwei Hinsichten näher untersuchen lässt: hinsichtlich der individuellen Beziehung von Subjekten zu dieser Praxis und hinsichtlich ihrer Rationalität. Diesen Untersuchungsrichtungen entsprechen die dritte Frage nach der Kardinaltugend der Tapferkeit und die vierte Frage nach dem Verhältnis von Krieg und Politik.

Vor dem Hintergrund dieses inneren Zusammenhangs der Philosophie des Krieges möchte ich nun Kleemeiers Darstellung des „realistischen“ Ansatzes der Kriegsphilosophie betrachten. Wie schon angesprochen will die Autorin die These zurückweisen, die Reflexion auf den Krieg habe in erster Linie eine moralische Reflexion zu sein, so dass der Krieg „eine Fortsetzung der Moral mit anderen Mitteln“ darstelle. Sie kritisiert, dass eine solche Auffassung der Diskrepanz zwischen der normativen Bestimmung dessen, was (und wann) der Krieg

sein *soll*, und seiner faktischen *Realität* nicht gerecht werden könne. Gleiches gelte von einer rein normativen Betrachtung der Sphäre des Politischen. Die Politik mache oft genug die Moral zur Dienerin ihrer Ziele – und nicht umgekehrt. Normative Rechtfertigungen von Kriegen stellen, nüchtern betrachtet, „eine Antwort auf konkrete politische Herausforderungen“ dar. Diese politischen Herausforderungen ließen sich am adäquatesten im Rahmen einer Theorie politischer Machtansprüche verstehen.

An dieser Argumentation erscheint mir richtig, dass es problematisch ist, soziale Phänomene, insbesondere solche, die eine immanente politische Dimension haben, allein unter dem Gesichtspunkt der moralischen Rechtfertigung zu betrachten. Gemessen an der Komplexität und Eigendynamik des Politischen ist jede rein moralische Betrachtung, sofern sie andere Perspektiven ausschließt, eine willkürliche Verkürzung. Meines Erachtens kommt Kleemeier aber nicht umhin, dem Kriegsphänomen selbst normative (aber nicht unbedingt moralische) Dimensionen zuzusprechen, wenn sie die verschiedenen Ebenen der philosophischen Reflexion als eine einheitliche Überlegung verstehen will, die verschiedene Aspekte des Kriegsphänomens in den Blick nimmt. Dass die Kriegsteilnehmer ihr individuelles Handeln ethisch an einer Konzeption von Tapferkeit ausrichten sollen, ist für die Reflexi-

on des Krieges genauso zentral wie die Tatsache, dass er eine kollektive, gewaltsame, strategische Kampfhandlung darstellt, die sich als Instrument in ein Feld politischer Zweckrationalität einschreibt. Die Diskussion der kriegsspezifischen Tugend der „Tapferkeit“ ist eine Debatte um die richtige Fassung eines normativen Begriffs, der angibt, wie man sich in einer Kriegssituation (also unter Voraussetzung bestimmter übergeordneter strategischer Ziele) *angemessen* verhalten *soll*. Normativ ist auch die von Kleemeier mit Hobbes artikulierte Frage, ob die Grenzenlosigkeit der Gewalt im Krieg letztlich auf einen ideologischen (d.h. fragwürdigen) Gebrauch „großer Wörter“ zurückgeführt werden kann. Hier sind ebenfalls normative Unterscheidungen im Spiel.

Aus verwandten Gründen muss auch die Frage des „gerechten Krieges“, also die Rolle, die moralisches Vokabular im Kontext der Rechtfertigung von Kriegen spielt, in die Analyse einbezogen werden. Es ist nicht ausreichend, auf die These „dass das moralische Sprechen über Krieg in der Realität tief verankert ist“, mit dem Hinweis zu antworten, dass es sich oft genug in einer Feigenblattfunktion für Machtansprüche erschöpft. Moralisches Reden ist zwar in der Tat kein Indikator für moralisches Handeln oder moralische Absichten, aber es ist trotzdem klar, wie nicht zuletzt aktuelle Beispiele zeigen, dass sich ein Krieg (zumin-

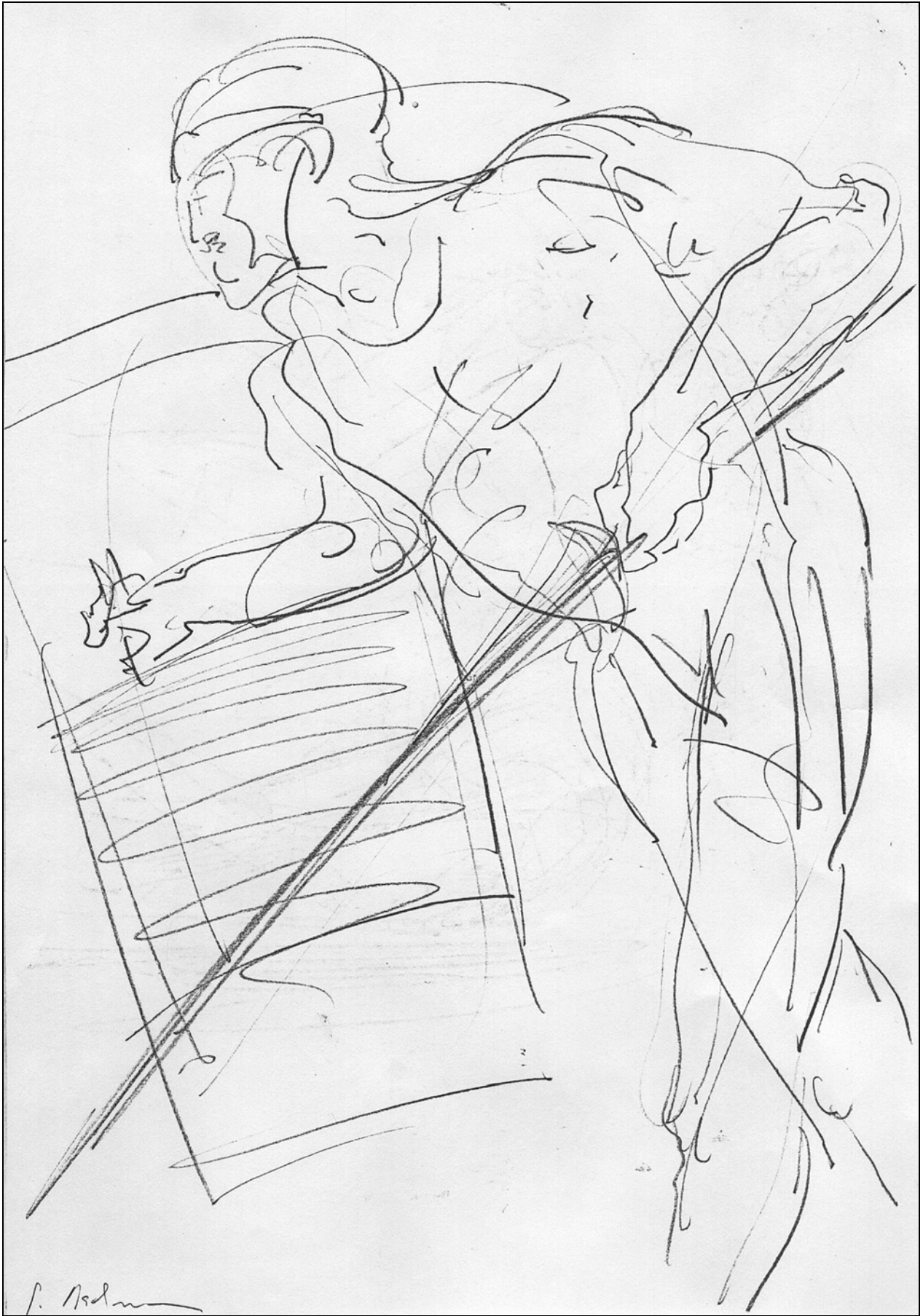
dest in der Gegenwart) nur unter dem Deckmantel moralischer Ansprüche führen lässt. Dies ist ein ebenso zentrales Merkmal des Kriegsphänomens wie seine ideologische Dimension oder die Tatsache, dass die an ihm beteiligten Individuen ihr Handeln in ihm normativ an Maßstäben der Tapferkeit ausrichten können. Das heißt aber auch, dass die moralischen Kriegsgründe nicht einfach nur eine Feigenblattfunktion haben können, weil sie diese Funktion (über die tatsächlichen Kriegsgründe und -motive hinwegzutäuschen) gerade nicht erfüllen könnten, wenn die überwiegende Mehrheit derer, gegenüber denen der

Krieg gerechtfertigt werden muss, ihn nicht ernsthaft als moralisches Phänomen verstehen würde. Die moralische Untersuchung des Kriegsbegriffs sollte daher genauso zu einer „realistischen“ Reflexion gehören wie seine begriffliche, typologische, ethische und politische Untersuchung.

So richtig die Kritik am Ausblenden nicht-moralischer Fragen durch die Philosophie ist, normative Fragestellungen sollten auch in einer „realistischen“ Reflexion des Krieges einen zentralen Platz einnehmen – ganz einfach weil der Krieg auf vielen verschiedenen Ebenen ein normatives Phänomen ist.







P. Adam

Ulrike Kleemeier

## Replik

Meine Kritiker halten mir verschiedene Einwände entgegen.

1. Es besteht kein Bedürfnis nach einer neuen Bestimmung des Kriegsbegriffs, weil in der abendländischen Ideengeschichte ohnehin weitgehende Übereinstimmung in bezug auf das Verständnis des Kriegsbegriffs herrscht. (Pirmin Stekeler-Weithofer) In eine ähnliche Richtung zielt folgende Frage: Wenn die Clausewitzsche Definition letztlich doch alle relevanten Faktoren enthält, wozu brauchen wir dann eine neue begriffstheoretische Auseinandersetzung um Krieg? (Daniel Meßelken)

Zu Meßelken: Angesichts der zahlreichen neuen Kriegsphänomene, die manchmal unter den Sammelausdruck „low intensity conflict“ subsumiert werden, bietet sich eine neue begriffstheoretische Debatte um das Thema „Krieg“ geradezu an. Eine solche Debatte findet auch unter Soziologen, Politikwissenschaftlern und Historikern statt; nur bis in die Philosophie ist sie bisher nicht vorgedrungen. Gerade mittels eines philosophischen Instrumentariums könnte man dann zeigen, dass der Clausewitzsche Kriegsbegriff bei adäquater Interpretation präzise und reichhaltig genug ist, um auch die neuen Erscheinungsformen des Krieges erfassen zu können. Dies

allerdings ist nicht selbstverständlich, sondern eben erst zu zeigen. Eine neue Diskussion um einen Begriff zu führen, heißt nicht, dass dabei ein gänzlich neuer Kriegsbegriff herauskommen muss.

Zu Stekeler-Weithofer: In der abendländischen Geistesgeschichte herrscht nur sehr partielle Übereinstimmung über den Kriegsbegriff, und auch heute gibt es zwischen verschiedenen Autoren Divergenzen. Die von mir im Anschluss an Clausewitz vorgeschlagene Definition lautete: Krieg ist eine gewaltsame kollektive Kampfhandlung größeren Maßstabs mit dem Zweck, dem Gegner unseren Willen aufzuzwingen. Bis auf das Element des Kampfes ist kein Merkmal dieser Explikation unumstritten. Der Militärhistoriker Martin van Creveld etwa will zwischen Gewalt und Krieg mit dem folgenden Argument trennen: Krieg ist eine Veranstaltung, in der Gegner einander aus freier Übereinkunft heraus bekämpfen. Alles was man jedoch aus freiem Willen tut oder sich antun lässt, ist nicht Gewalt. Für Grotius z.B. war ein Krieg durchaus nicht grundsätzlich eine kollektive Handlung, sondern er erkannte ein *bellum privatum* an, in dessen Rahmen sich nur zwei Personen kämpfend gegenüberstehen. Selbstverständlich erkannte Grotius

dann auch nicht an, dass ein Krieg eine Kampfhandlung größeren Maßstabs sein muss. Platon redet an einer Stelle in den „Nomoi“ sogar von einem innerseelischen Krieg, was bedeutet, dass Krieg sogar innerhalb ein und desselben Individuums stattfinden kann. Manchmal wird bestritten, dass jeder Krieg einen Zweck verfolgt, der außerhalb seiner selbst liegt. So meinen z.B. einige Beobachter der sog. „neuen Kriege“, hier seien zu weiten Teilen gar keine Motivationen der Gewaltakteure mehr zu erkennen, sondern der Krieg drehe sich ausschließlich um sich selbst. Van Creveld behauptet sogar, Krieg sei generell einem Spiel vergleichbar, also einer Tätigkeit, die um ihrer selbst willen ausgeübt wird. Vor allem muss Krieg nicht, wie Clausewitz es tut, als eine Handlung begriffen werden. Gerade für Juristen ist der Begriff eines Kriegszustandes außerordentlich wichtig. Ein Kriegszustand im Rechtssinne liegt z.B. dann vor, wenn ein Staat an einen anderen eine Kriegserklärung richtet. Eine Kriegserklärung muss überhaupt nicht mit Kampfhandlungen oder entsprechenden Drohungen verbunden sein. So erklärten z.B. in beiden Weltkriegen einige südamerikanische Staaten dem Deutschen Reich den Krieg, ohne dass hieraus eine einzige Gefechtshandlung folgte oder auch nur ernsthaft damit gedroht wurde. Im juristischen Sinne lag hier dennoch ein Krieg vor, im Sinne der Clausewitzschen Definiti-

on nicht. Für Clausewitz ist der Krieg eine Handlung, und im Begriff der Handlung stecken eine ganze Menge Merkmale, mindestens diese vier: Tätigkeit, Subjektbezogenheit, relative zeitliche und räumliche Begrenzung. Hiermit hängen gewisse Schwierigkeiten zusammen, die sich daraus ergeben, dass es viele Kriege gibt, die alles andere als räumlich und zeitlich begrenzt sind und in denen die Subjekte anscheinend die Kontrolle über das Geschehen verlieren. Ich will an dieser Stelle nicht genauer darauf eingehen, wie diese Probleme im Clausewitzschen Denkraum gelöst werden. Die Clausewitzsche Definition hat gerade in ihrem Handlungsaspekt idealtypischen Charakter und ermöglicht es hierdurch, bestimmte Formen der bewaffneten Auseinandersetzung als Degenerationsformen von Krieg zu begreifen. Wichtig ist hier aber nur, dass die zur Diskussion stehende Begriffsbestimmung keineswegs so trivial und selbstverständlich ist, wie sie auf den ersten Blick scheinen mag. Es gehen in sie bestimmte Voraussetzungen ein, die nicht von jedem geteilt wurden und werden. Stekeler-Weithofer fordert an einer Stelle, genau diese subjektiven Voraussetzungen müssten genau dargelegt und debattiert werden. Ich meine, genau dies in aller Ausführlichkeit in meinem Buch geleistet zu haben.

2. „Krieg“ ist vielleicht weniger ein Prädikator im Sinne von „x ist ein Krieg“, sondern eher ein Nennwort,

dem dann eine Reihe von Axiomen zur Seite gestellt werden müssen, um es zu definieren. (Stekeler-Weithofer)

Stekeler-Weithofers Ausführungen in diesem Zusammenhang sind gewiss bedenkenswert. Aber ich habe in keiner Weise daran gedacht, den Ausdruck „Krieg“ im Sinne einer „impliziten Definition“ festzulegen. Warum sollte es nicht möglich sein, durch das Prädikat „x ist ein Krieg“ eine Teilklasse aus dem Gegenstandsbereich HANDLUNG auszusondern?

3. Die Elemente meiner Begriffsexplikation sind willkürlich oder stehen zumindest in der Gefahr der Willkür. (Stekeler-Weithofer)

An diesem Punkt vermisse ich ein Stück Argumentation. Welche und wie viele Merkmale der Definition sind willkürlich und aus welchem Grund? Vor allem sagt Stekeler-Weithofer dann wenig später, die Definition bringe wenig Neues, womit er offenbar meint, sie befände sich weitgehend im Einklang mit der abendländischen Geistesgeschichte. Aber wenn dies so wäre, dann könnte die Begriffsbestimmung so willkürlich nicht sein. Im übrigen muss ich hier nochmals darauf hinweisen, dass ich in dem verfassten Essay nicht den Raum hatte, um jedes Element der Definition en detail zu analysieren.

4. Die Definition enthält implizit Carl Schmitts Freund/Feind-Unterscheidung. (Stekeler-Weithofer)

Abgesehen davon, dass dies an sich noch kein Einwand wäre, sehe ich die Verbindung zwischen Schmitt und Clausewitz hier nicht. Clausewitz wollte den Begriff des Krieges bestimmen, und zu diesem Zweck braucht er naheliegender Weise den Begriff eines Gegners. Schmitt wollte, soweit ich sehe, mit seiner Freund/Feind-Differenzierung den gesamten Bereich des Politischen bestimmen. Beide Intentionen unterscheiden sich voneinander vollkommen.

5. Wenn Krieg nur in faktisch ausgeübtem Kampf bestünde, wie es die Definition zu suggerieren scheint, dann fallen viele Situationen, die oft als Kriege eingestuft werden, nicht unter den Kriegsbegriff. (Stekeler-Weithofer)

Dies ist ein ernst zu nehmendes Problem, aber es lässt sich innerhalb des Clausewitzschen Begriffsrahmens lösen. In der Tat dürfen wir die in der Definition aufgezählten Kriterien nicht in jeder Hinsicht wörtlich nehmen. Damit eine Situation den Kriegsbegriff erfüllt, reicht es nach Clausewitz aus, dass sie im Zeichen des (gewaltsamen) Kampfes steht. Im Zeichen des Kampfes steht auch eine Sachlage, in der konkret und glaubwürdig mit Kampf gedroht wird, in der, wie Clausewitz sagt, ein Gefecht angeboten wird. In einer solchen Situation kann sich der Gegner von vornherein ergeben. Dann ist dies aus pragmatischer Sicht für uns so gut wie ein gewonnenes Gefecht und für den Gegner

so gut wie ein verlorenes Gefecht. Um solche Lagen zu kennzeichnen, hat Clausewitz den etwas kryptischen Satz geprägt: „Mögliche Gefechte sind der Folgen wegen als wirkliche zu betrachten.“ Ein mögliches Gefecht ist nach Clausewitz übrigens nur ein konkret angebotenes Gefecht, nicht etwa die pure Rüstung.

6. Die Formel ist nicht so präzise, dass nicht immer erst im Einzelfall zu beurteilen sei, ob sie zutrifft. (Stekeler-Weithofer)

Dies ist in der Tat so, aber dasselbe trifft auf jedes Begriffsinstrumentarium zu, das sich auf menschliches Handeln bezieht. In diesem Bereich können wir Schlüsse niemals „schematisch“ und „gedankenlos“ ziehen. Gerade Clausewitz hat hierauf beständig hingewiesen. Urteilen müssen wir über eine Situation immer selbst, aber die Clausewitzsche Definition gibt uns immerhin verschiedene Urteilkriterien an die Hand. Deren Eigenart und deren Vorzug ist es nun gerade, dass sie flexibel sind, uns also z.B. nicht darauf festlegen, dass wir es bei Kriegen immer nur mit staatlichen Subjekten zu tun haben. Flexibel sind diese Kriterien auch, insofern sie verschiedene Grade der Erfüllung zulassen. So gibt es etwa Kriege, die den Begriff des Kampfes in einem sehr gesteigerten Sinn erfüllen, z.B. die napoleonischen, aber auch solche, die fast nur aus „möglichen Gefechten“ bestehen.

7. Das Merkmal, dass es sich bei einem Krieg um eine Kampfhandlung größeren Maßstabs handelt, ist zu unbestimmt, um eine eindeutige Verwendung des Terminus „Krieg“ zu ermöglichen. (Dietrich)

Ja, hier gibt es einen großen Beurteilungsspielraum, aber diesen muss es auch geben. Die Alternative wäre, uns im Rahmen einer Definition auf genaue quantitative Angaben festzulegen, was doch wohl hier ganz unangemessen ist. Das Kriterium des „größeren Maßstabs“ kann nicht nur auf eine Weise erfüllt sein. Es ist z.B. erfüllt, wenn in einem kurzen Zeitrahmen größere Kampfhandlungen stattfinden, aber auch wenn sich ein sog. „kleiner Krieg“ über Jahrzehnte erstreckt, wie dies etwa heute im Kongo der Fall ist, wo nunmehr seit ca. 30 Jahren gekämpft wird. Clausewitz hat einmal gesagt, der Krieg sei ein Chamäleon, ein Tier also, das seine Farben ändert und sich seiner Umgebung anpasst. Dies bedeutet, dass wir unsere Definitionskriterien so offen halten müssen, dass wir uns durch sie nicht auf einen bestimmten Typus von Krieg festlegen. Insofern gilt hier das, was schon unter (6) angeführt wurde.

8. Die Clausewitzsche Definition lässt keinen Raum für solche Kriege, die nicht den Zweck verfolgen, dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen, sondern diesen physisch zu vernichten, denn in einem solchen Fall bleibt ja niemand mehr übrig, der zur Erfüllung des eigenen Wil-

lens gezwungen werden kann. (Stekeler-Weithofer und Dietrich)  
 Kriege, die buchstäblich nur den Zweck der physischen Vernichtung im Sinne der Ausrottung einer ganzen Menschengruppe verfolgen, sind mir nur schwer vorstellbar. Jede Art von groß angelegter und systematischer Tötung, so grauenhaft und verbrecherisch sie auch sein mag, ist doch wohl immer als Mittel zu einem Zweck gedacht. Der Zweck mag rational oder irrational sein; das Mittel der Vernichtung mag sich eignen, um ihn zu erreichen oder nicht; immer jedoch liegt eine Relation vor, in der die Vernichtung nur Instrument ist. Diese Position scheint mir so lange plausibel zu sein, bis jemand ein echtes Gegenbeispiel nennt. Ein solches Gegenbeispiel ist nicht einmal Hitlers Krieg gegen Russland, denn hier ging es (neben anderen Dingen) um „Lebensraum im Osten“, und Hitlers endgültige Pläne sahen vor, das russische Volk einer Art von Sklaverei zu unterwerfen. Es ist in diesem Zusammenhang aber darauf hinzuweisen, dass mit dem Begriff der Vernichtung in bezug auf Clausewitz vorsichtig umzugehen ist, denn dieser Begriff hat in Clausewitz' Kriegstheorie eine sehr bestimmte Bedeutung. „Vernichtung“ heißt dort so viel wie „Wehrlosmachung der feindlichen Streitkraft“. Eine Streitkraft ist als wehrlos bzw. als vernichtet zu betrachten, wenn ihre Kampfkraft so weit geschwächt ist, dass sie keine einzige Kampfaktion

mehr durchführen kann. Vernichtung im Clausewitzschen Sinn ist somit eine militärische Zielvorstellung, die sich ausschließlich auf Streitkräfte bezieht. Aber wie auch immer man Vernichtung auffasst, Clausewitz hätte ihr immer nur einen instrumentellen Status zugewiesen.

9. Die Formel vom Krieg als der Fortsetzung der Politik mit Einmischung anderer Mittel ist einfach nur ein realistischer Kommentar zum Begriff der Außenpolitik souveräner Staaten im Zeitalter des Absolutismus. (Stekeler-Weithofer)

Die Clausewitzsche Krieg/Politik-Formel ist wesentlich mehr und anderes als dies. Zunächst ist Politik für Clausewitz durchaus nicht an die Institution des Staates als Träger gebunden. Intensiv hat Clausewitz sich z.B. mit dem spanischen Volkskrieg gegen Napoleon befasst, dessen Subjekt kein Staat war, sondern Teile des spanischen Volkes. Er hatte auch keine Probleme damit, diese Kampfhandlungen als „Krieg“ zu bezeichnen. Clausewitz selbst trat 1812 nach dem deutsch-französischen Bündnisvertrag (unerlaubter Weise) zusammen mit einigen anderen preußischen Offizieren in russische Dienste über. Dies war ein hochpolitischer Akt, der jedoch im Widerspruch zur Realpolitik des damaligen preußischen Königs stand. In Clausewitz' eigener Person finden wir also ein Beispiel für den Versuch nichtstaatlicher Einflussnahme auf politisches Geschehen.

Auch fiel Politik für Clausewitz nicht mit Außenpolitik zusammen. In seinen Analysen der französischen Revolutionskriege vertritt er dezidiert die Auffassung, dass diese vollständig nur aus den inneren politischen Umwälzungen in Frankreich heraus verständlich seien. Er hat es gerade als einen großen politischen Fehler der militärischen Koalition gegen das revolutionäre Frankreich betrachtet, die Verbindungen zwischen den inneren französischen Verhältnissen und der Art der französischen Kriegführung nicht genügend beachtet zu haben.

Ganz allgemein hat die Formel vom Krieg als Fortsetzung der Politik den folgenden Sinn: Krieg ist sowohl *Folge* als auch *Instrument* von Politik. Er ist Folge von Politik, insofern er nur aus politischen Bedingungen heraus verständlich wird, und er ist Instrument von Politik, insofern er stets dazu da ist, einen politischen Zweck durchzusetzen. Clausewitz arbeitet hier mit zwei eng zusammenhängenden, aber zunächst verschiedenen Dimensionen von Politik, einer objektiven und einer subjektiven. Wenn wir uns fragen, welche politischen Verhältnisse einen Krieg bedingen und bestimmen, dann zielen wir auf die objektive Ebene ab. Hier betrachten wir die am Krieg beteiligten Menschen weniger als handelnde Individuen, sondern eher als Bestandteile eines Machtgeflechts, das sie selbst nicht unmittelbar ändern können. Wenn wir uns die Frage nach den Zwecken

eines Krieges stellen, dann geraten Menschen als Akteure in den Blick, die mit dem Krieg bestimmte Absichten durchsetzen wollen. Selbstverständlich greifen die objektive und die subjektive Ebene von Politik eng ineinander. So können wir nur dann in einem Krieg erfolgreich handeln, wenn wir bereits bei der Zwecksetzung objektive Gegebenheiten berücksichtigen, an denen vorbei zu handeln fatal wäre. So dürfen wir z.B. unsere eigenen Möglichkeiten nicht überschätzen; wir müssen wissen, mit welchem Gegner wir es zu tun haben etc.

Die mehrfache politische Einrahmung des Krieges, die Clausewitz vornimmt, ist von erheblicher Tragweite, wenn man sie konsequent zu Ende denkt. Vor allem folgt aus ihr, dass jeder militärische Erfolg immer nur eine notwendige, aber nie eine hinreichende Bedingung des Sieges ist. Wenn es uns nicht gelingt, nach einem Krieg den Frieden durchzusetzen, den wir uns vorstellen, dann haben wir nicht etwa den Krieg militärisch gewonnen und politisch verloren, sondern wir haben ihn ganz verloren, weil dem Politischen gegenüber dem Militärischen der Primat zukommt. Dies bedeutet, dass wir eine realistische Friedenskonzeption brauchen, die wir auch bei der Kriegführung nicht aus dem Auge verlieren dürfen. Wenn wir auf dieser Ebene zu viele Fehler machen, dann werden wir höchstens einen sog. Pyrrhus-Sieg erringen. Politische und militärische Führung

können im Verlauf eines Krieges buchstäblich vergessen, dass der Krieg kein Ding in sich selbst ist, aber in einem solchen Fall wird uns das Politische irgendwann einholen; wir werden dann nicht mehr gestaltende Subjekte von Politik sein, sondern deren Objekte.

Es ist nun unrichtig zu meinen, diese Clausewitzsche Perspektive auf Krieg und Politik sei seit dem Kellogg-Pakt von 1928 international geächtet. Zu dieser Beurteilung gelangt Stekeler-Weithofer, weil er die Krieg/Politik-Formel maximal verengt. Auch ein Verteidiger muss sich ja im Kriegsfall politische Zwecke setzen und politische Überlegungen anstellen, und zwar auch dann, wenn er nur den status quo ante bellum wiederherstellen will. Ähnliches gilt für militärische Interventionen des Westens in Krisengebiete, denn auch hier brauchen wir doch Vorstellungen darüber, welche Art von Frieden wir in diesen Gebieten installieren wollen und wie wir dies durchsetzen. Generell kann man nicht „ächten“, wozu es buchstäblich keine Alternative gibt.

10. Die faktischen weltpolitischen Verhältnisse sind seit 1945 immer weniger durch staatliche Souveränität bestimmt, die mehr und mehr im Schwinden begriffen ist. Die dennoch verbreitete Souveränitätsrhetorik ist deshalb nicht mehr realitätsgerecht. (Stekeler-Weithofer)

Ein Einwand gegen meine Überlegungen in PHILOKLES wäre dies nur dann, wenn ich den Standpunkt ver-

teidigt hätte, Politik und Krieg könnten nur von souveränen Staaten ausgehen. Genau dieses habe ich jedoch nicht getan. Ganz unabhängig davon habe ich aber auch Zweifel an der generellen Gültigkeit von Stekeler-Weithofers Beobachtung. Es wird in letzter Zeit so viel über den Verlust staatlicher Souveränität geredet, dass kaum noch auffällt, wie weit diese noch immer funktioniert. Stekeler-Weithofer selbst erwähnt das Beispiel der gegenwärtigen Vereinigten Staaten von Amerika. Die USA sind ein Staat, der de facto sehr viel souveräner ist als irgendein Staat des 19. Jahrhunderts, weil sie über ausgeprägtere Macht verfügen. Unter *Macht* verstehe ich dabei ganz im Sinne Max Webers *die Chance, den eigenen Willen auch gegen Widerstand durchsetzen zu können*. Diese Chance ist hinsichtlich der USA sehr stark gesteigert, und die USA haben gezeigt, dass sie bereit sind, sie zu nutzen. Aber auch andere Staaten als die USA verfügen weiterhin in spürbarer Weise über Souveränität. So entscheiden z.B. die einzelnen Mitgliedsstaaten der UNO darüber, ob und wie viele Soldaten sie für UN-Einsätze bereitstellen; der UN-Generalsekretär kann hier nicht fordern und bestimmen, sondern nur bitten. Generell entscheiden die Staaten selbst darüber, an welchen Militäreinsätzen sie sich beteiligen wollen und an welchen nicht. So haben Deutschland und Frankreich jüngst ihre außenpolitische Souveränität genutzt, um sich



am Irakkrieg nicht zu beteiligen und sich gegen dieses Unternehmen zu stellen. Nicht einmal die Macht der USA reichte aus, um diese Opposition zu verhindern. Auch ist auffällig, dass in den Krisengebieten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit die nicht staatlich organisierten Kriegsparteien in der Regel ein souveränes Staatswesen herstellen oder wiederherstellen wollen. Aus solchen und anderen Gründen glaube ich, dass staatliche Souveränität weder faktisch noch als Orientierungspunkt aus der politischen Welt verschwunden ist.

11. In vielen bewaffneten Auseinandersetzungen der Gegenwart geht es gar nicht um politische Motive, sondern hier spielen wirtschaftliche Interessen eine große Rolle, weshalb diese Konflikte besser nicht als „Kriege“ bezeichnet werden sollten. (Meßelken)

Meßelken spielt mit diesem Hinweis vor allem auf das Phänomen der sog. „warlords“ an, also auf Personen, die sich am Krieg persönlich bereichern oder auch nur durch ihn ökonomisch überleben wollen. Nun meine ich, dass auch warlords gar nicht anders können, als in einem ganz elementaren Sinn Politik zu betreiben. Ihre Absichten mögen ökonomischer Art sein, aber um diese realisieren zu können, brauchen sie einen Stab, sei dieser noch so primitiv organisiert, der in ihrem Sinne handelt und ihnen insofern gefügig sein muss, als er bereit ist, die eigenen Absichten durch Andro-

hung und Ausübung physischer Gewalt durchzusetzen. Mit anderen Worten: auch warlords benötigen zumindest Grundelemente eines politischen Verbandes im Weberischen Sinn. Ihr langfristiger Wunsch dürfte es sein, mittels ihres Stabes auf einem bestimmten Gebiet eine Herrschaft zu etablieren, die de facto mit einem Gewaltmonopol verbunden ist, denn dann müssten sie nicht mehr Krieg führen, um ihre Interessen zu verwirklichen. Das Problem in vielen der sog. low intensity conflicts der Gegenwart ist nicht, dass die Kriegsparteien einen solchen Herrschaftstyp nicht anstreben würden, sondern dass ihnen die Realisierung nicht gelingt, weshalb auch der Krieg dort zu einer permanenten Erscheinung wird. Generell muss man zwischen den Zwecken und dem Mittel von Politik unterscheiden. Es gibt kaum einen Zweck, auf den Politik sich nicht faktisch oder dem Anspruch nach richten könnte (Gerechtigkeit, Glückseligkeit, Gleichheit, Freiheit, Bereicherung etc.). Deswegen lässt sich das Spezifische von Politik auch nicht über deren Zwecke begreifen, sondern nur über deren Mittel, und es gibt nur ein Mittel, nämlich die Ausübung öffentlicher Macht.

12. Politische Theorie und Moralphilosophie sind zwei voneinander unabhängige Bereiche des Denkens, die aber einander ergänzen. Deswegen kann die Alternative nicht lauten: politische Theorie *oder* Moralphilosophie. (Meßelken)

Partiell teile ich diese Meinung. Ich stimme der Aussage zu, dass politische Theorie und Moralphilosophie sich mit unterschiedlichen Fragestellungen befassen und deshalb voneinander unabhängig sind. Allerdings sieht die Mehrzahl der gegenwärtigen politischen Philosophen dies offenbar anders, denn was hier als politische Philosophie gehandelt wird, ist im Grunde ein Zweig der Moralphilosophie. Für diese Haltung gibt es in der Philosophiegeschichte ja sogar viele Anknüpfungspunkte. Ich jedenfalls habe in meinem Artikel für eine Trennung der beiden Bereiche plädiert und dann dafür, dass mehr Philosophen sich gerade dem Thema „Krieg“ auf der Ebene der politischen Theorie zuwenden sollten. Skeptisch bin ich hinsichtlich Meßelkens Meinung, dass politische Theorie und Moralphilosophie einander ergänzen. Die Problemstellungen beider Theoriebereiche sind so unterschiedlich, dass sie nicht ineinander passen wie Teile eines Puzzles, sondern sich eher „beißen“. Zumindest ist dies die Erfahrung, die ich in zahlreichen Zusammenhängen gemacht habe.

13. Normativität ist in vieler Hinsicht dem Phänomen des Krieges selbst eingeschrieben. Deshalb gehört zu jeder wirklich realistischen Theorie des Krieges auch eine moralische Reflexion desselben. (Wolf)  
 Von allen Repliken stehen Wolfs Ausführungen im allgemeinen meinen Auffassungen am nächsten, weshalb ich viel mit ihnen anfangen

konnte. Wolf hat sehr präzise meine Intentionen und Gedanken eingefangen. Doch reden wir hier über den Punkt, der uns unterscheidet und auf den er sich ausschließlich konzentriert. Es ist richtig, dass der Krieg auf mindestens zwei Ebenen mit moralischen Kategorien zu tun hat. Zum einen ist Tapferkeit zwar nicht nur, aber immer auch eine moralische Tüchtigkeit. Zum zweiten werden der Beginn von Kriegen wie auch das Handeln im Krieg häufig mit moralischen Kriterien gerechtfertigt. Anders als Wolf bin ich jedoch der Meinung, dass eine Auseinandersetzung mit moralischen Phänomenen nicht selbst wieder moralischer Art sein muss. Man muss ja auch nicht religiös sein, um Religionstheorie zu betreiben. Weber hat als erklärter Atheist eine großartige Religionssoziologie erarbeitet, die uns erkennen lässt, wie bestimmte Sorten von Glauben entstehen und wie sie Menschen prägen. Es gibt eine Reihe von ausgezeichneten Studien zur Entwicklung der Lehren vom *bellum iustum*, die nichts anderes tun, als diese Lehren auf ihre politischen Entstehungsbedingungen und Funktionen hin zu überprüfen. Mir scheint, dass gerade moralische Erscheinungen viel besser erklärt und verstanden werden können, wenn wir uns nicht mitten in sie hineinstellen, sondern sie vielmehr auf externe Weise untersuchen.

14. Moralphilosophische Kontroversen sind nicht dazu da, Probleme zu

lösen, sondern sie zwingen die Opponenten dazu, ihre Argumente offen zu legen und in Reaktion auf Kritik zu verbessern. Deshalb kann der aktuellen Diskussion um den gerechten Krieg nicht der Vorwurf des Fehlens von Problemlösungen gemacht werden. (Dietrich)

Es ist wahrscheinlich zutreffend, dass im gesamten Bereich der Wissenschaften vom Menschen endgültige Lösungen nicht verlangt werden können. Allerdings ist es auch und gerade hier überaus üblich, seinen Opponenten gegenüber darauf zu insistieren, dass diese bestimmte Probleme nicht adäquat behandeln können. Gerade hier setzt doch meist die Kritik an, von der Dietrich spricht. Wenn dem anders wäre, woran sollten sich dann überhaupt noch Streitigkeiten entzünden, von denen es doch auch in der Moralphilosophie jede Menge gibt? Ganz unabhängig davon blendet aber Dietrich in dem von ihm gezeichneten Bild moraltheoretischer Kontroversen ein wichtiges Faktum aus. (Ähnliches gilt auch für Meßelken.) Solche Debatten finden nicht in einem machtfreien Raum statt. Welche Themen, Positionen und Argumentationen überhaupt in einen moralischen „Diskurs“ ernsthaft aufgenommen werden, hängt nicht davon ab, wie gut diese intern durchdacht sind, sondern davon, ob sie in bestimmte Machtkonstellationen hineinpassen oder nicht, davon also, ob sich mächtige Mehrheiten oder auch Minderheiten bereit finden, sie zu

unterstützen. Gerade zeitgenössische Theorien des gerechten Krieges sind hierfür ein exzellentes Beispiel. Sie florieren sehr gut in den USA, stoßen aber in Europa nicht gerade auf große Resonanz. Dies scheint mir kein Zufall zu sein, sondern eine Konsequenz der Tatsache, dass die USA beide Weltkriege des vergangenen Jahrhunderts im Zeichen der Idee eines gerechten Krieges ausgefochten und in beispiellos erfolgreicher Weise ohne Bedrohung des eigenen Territoriums für sich entschieden haben. In Europa liegen die Dinge ganz anders. Auch die westlichen Siegermächte konnten hier den Krieg nicht dazu benutzen, um ihre politische Machtstellung auszubauen. In den USA gab es eine perfekte Kongruenz von Kriegslegitimierungsstrategie und politischem Erfolg, und deswegen steht man dort Konzeptionen des gerechten Krieges sehr viel offener gegenüber als in Europa. Hinzu kommt mittlerweile, dass seit dem Ende des Ost/West-Konflikts das Machtpotential der USA so gesteigert ist, dass hier ganz frei und unabhängig von geltendem Völkerrecht über gerechte Kriege nachgedacht werden kann. Man kann dabei die nicht völlig unrealistische Hoffnung hegen, seine Ideen auch politisch durchzusetzen. Das alles sind Reflexe von Machtverhältnissen, und solche sind es meiner Ansicht nach im allgemeinen, die wesentlich das Schicksal moralischer Theorien und Debatten bestimmen.

## Carl von Clausewitz, Vom Kriege

Leseprobe – ausgewählt und vorgestellt von Peter Heuer

Da uns die innere Logik des Kriegsführens glücklicherweise nicht aus eigener Anschauung bekannt ist und seit dem Zweiten Weltkrieg ein unbefangener Umgang mit diesem Thema in Deutschland nicht möglich ist, könnte „Vom Kriege“ hier heute mit Sicherheit nicht geschrieben werden. Dies lässt uns Clausewitz' Werk interessant und exotisch erscheinen.

Um Clausewitz gerecht zu werden, muss man sich die historische Situation vor Augen führen, in der er lebte. Es ist die Zeit der in allen Fragen, auch allen sicherheitspolitischen, auf sich gestellten Nationalstaaten.

Jede gesetzliche Regelung und jeder Vertrag braucht eine Sanktionsmacht, die auf ihre Einhaltung sieht und sie im Zweifelsfalle mit Gewalt durchzusetzen vermag. Dies ist zwischen den Staaten nicht anders als zwischen den Bürgern eines Landes. Zwischen den Bürgern eines Landes übernehmen diese Aufgabe die dafür zuständigen staatlichen Organe, Gericht und Polizei. So sind wir es gewohnt. Zwischen den Staaten indes ist dies schwieriger. Hier gibt es bis heute keine wirkliche solche Instanz. Denn sowohl die UNO als auch der internationale Gerichtshof sind allenfalls Meilensteine auf dem Weg zu einer solchen. Zur Zeit

Clausewitz' gab es bekanntlich selbst diese nicht. Jeder Staat musste daher militärisch so stark sein, dass er im Zweifelsfall sein ‚Recht‘, z.B. die Einhaltung zwischenstaatlicher Verträge und die Integrität seines Territoriums selbst erzwingen konnte. Die Demonstration militärischer Stärke, aber auch der Krieg selbst, waren daher etwas Unvermeidliches. Krieg wurde normalerweise unter Verschonung der Zivilbevölkerung zwischen Heeren geführt, und niemand wäre auf den Gedanken gekommen, einen Soldaten oder Offizier als Mörder zu bezeichnen. Clausewitz war preußischer Offizier. Der Krieg war sein Handwerk. Aus diesem Selbstverständnis heraus schrieb er sein Buch.

Das Werk ist Fragment geblieben, und Fragmente sind alle seine Teile. Dies liegt zum einen an Clausewitz' aphoristischer Schreibweise, zum anderen und vor allem jedoch an der Größe des Projekts, *alles* über den Krieg aufschreiben zu wollen. Clausewitz hat während der letzten 12 Jahre seines Lebens fast ausschließlich daran gearbeitet. Bewundernswert jedenfalls sind seine Passion, die Vielfalt der Hinsichten auf das Thema, der Scharfsinn, mit dem er wichtige Differenzierungen macht, und der Witz, mit dem er Analogien sieht und Parallelen herzustellen versteht.

Clausewitz' theoretisches Verdienst besteht darin, dem Krieg eine institutionelle Rolle im Gesamtgefüge menschlicher Praxen zugewiesen zu haben und ihn nicht länger als bloßes Chaos, als ziellosen Ausbruch kollektiven Hasses, also als das ganz Andere des normalen Lebens zu deuten. Nach Clausewitz muss auch die Anwendung von Gewalt immer der Politik als der sie leitenden Intelligenz unterworfen bleiben. Jeder Krieg braucht ein vernünftiges politisches Ziel. Er ist ein politisches Instrument, „eine bloße Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.“ (S. 39) „Man fängt keinen Krieg an, oder man sollte vernünftigerweise keinen anfangen, ohne sich zu sagen, was man mit und was man in demselben erreichen will, das erste ist der Zweck, das andere das Ziel. Durch diesen Hauptgedanken werden alle Richtungen gegeben, der Umfang der Mittel, das Maß der Energie bestimmt, und er äußert seinen Einfluss bis in die kleinsten Glieder der Handlung hinab.“ (S. 289)

Für heutige Leser schockierend ist sein Machiavellismus: Er findet es richtig, dass zwischen den Staaten das ‚Recht‘ des Stärkeren herrscht, Außenpolitik nicht auf gegenseitige Anerkennung und argumentative Auseinandersetzung zielt, also nicht auf Konsens oder Interessenausgleich, sondern einzig auf Abschreckung und Macht. „Wenn der Gegner unsern Willen erfüllen soll, so müssen wir ihn in eine Lage verset-

zen, die nachteiliger ist als das Opfer, welches wir von ihm fordern.“ (S. 20) Krieg ist das geeignetste Mittel dazu. Er „ist ein Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen.“ (S. 17) Versuche, ihn zu umgehen, sind nur so lange sinnvoll, wie der Kredit der eigenen Schlagkraft beim Gegner reicht. – Unter Diplomatie ist für Clausewitz folglich nichts anderes als gekonntes Drohen zu verstehen. Sein berühmter Satz, wonach Krieg die Fortsetzung der Politik mit anderen Mittel ist, lässt sich gewissermaßen umkehren. Politik ist die Fortsetzung des hobbesianischen Krieges (jedes Landes gegen jedes) mit anderen Mitteln. An keiner Stelle versucht er, losgelöst von den Einzelinteressen des souveränen Staates ein generalisierbares Ziel guter Außenpolitik zu gewinnen. Ein solches könnte jedenfalls nicht lauten: „dem Gegner den eigenen Willen aufzuzwingen“, eben weil man unterstellen muss, dass dieser genau dieses Ziel auch verfolgt. Meines Erachtens darf man aber die Frage nicht aus den Augen verlieren, wie dauerhaft Frieden werden kann. Clausewitz hingegen stellt die Frage nach gerechtfertigten Kriegen nicht und entwickelt auch keinen positiven Friedensbegriff. Frieden wird von ihm schlicht als Abwesenheit von Krieg begriffen, als vorübergehende Pattsituation, in der die Parteien gerade keine Kraft zum Kämpfen haben, als Gleichgewicht des Schreckens oder besten-

falls als von beiden Seiten unterzeichneter Waffenstillstand. Im Frieden besteht Außenpolitik darin, zu drohen und im Krieg, mit der Drohung ernst zu machen.

Das Werk ist auf acht Bücher angelegt. Die Bücher sind überschrieben mit: 1. Über die Natur des Krieges / 2. Über die Theorie des Krieges / 3. Von der Strategie überhaupt / 4. Das Gefecht / 5. Die Streitkräfte / 6. Verteidigung / 7. Der Angriff / 8. Kriegsplan.

Nachfolgend werden drei Textpassagen abgedruckt. Die erste Passage entstammt dem ersten Kapitel des ersten Buches, welches mit der Frage „Was ist der Krieg?“ überschrieben ist, und behandelt das Grundprinzip, gemäß dem Krieg zu führen ist. Die zweite Passage stammt aus dem gleichen Kapitel und befasst sich mit den drei unterschiedlichen Erscheinungsweisen des Krieges für das Volk, den Feldherren und die Regierung. Die dritte Passage stammt aus dem sechsten Kapitel des achten Buches. Hier reflektiert Clausewitz auf seine ‚philosophische‘ Methode und breitet noch einmal seine Kriegstheorie aus.

*1. Buch, 1. Kapitel, Abschnitt 3:  
Äußerste Anwendung der Gewalt*

Nun könnten menschenfreundliche Seelen sich leicht denken, es gebe ein künstliches Entwaffnen oder Niederwerfen des Gegners, ohne zuviel Wunden zu verursachen, und das sei die wahre Tendenz der

Kriegskunst. Wie gut sich das auch ausnimmt, so muss man doch diesen Irrtum zerstören, denn in so gefährlichen Dingen, wie der Krieg eins ist, sind *die* Irrtümer, welche aus Gutmütigkeit entstehen, grade die schlimmsten. Da der Gebrauch der physischen Gewalt in ihrem ganzen Umfange die Mitwirkung der Intelligenz in keiner Weise ausschließt, so muss der, welcher sich dieser Gewalt rücksichtslos, ohne Schonung des Blutes bedient, ein Übergewicht bekommen, wenn der Gegner es nicht tut. Dadurch gibt er dem andern das Gesetz, und so steigern sich beide bis zum äußersten, ohne dass es andere Schranken gäbe als die der innewohnenden Gegengewichte.

So muss man die Sache ansehen, und es ist ein unnützes, selbst verkehrtes Bestreben, aus Widerwillen gegen das rohe Element die Natur desselben außer acht zu lassen.

Sind die Kriege gebildeter Völker viel weniger grausam und zerstörend als die der ungebildeten, so liegt das in dem gesellschaftlichen Zustande sowohl der Staaten in sich als unter sich. Aus diesem Zustande und seinen Verhältnissen geht der Krieg hervor, durch ihn wird er bedingt, eingeengt, ermäßigt: Aber diese Dinge gehören ihm nicht selbst an, sind ihm nur ein Gegebenes, und nie kann in die Philosophie des Krieges selbst ein Prinzip der Ermäßigung hineingetragen werden, ohne eine Absurdität zu begehen.

Der Kampf zwischen Menschen besteht eigentlich aus zwei verschiedenen Elementen, dem *feindseligen Gefühl* und der *feindseligen Absicht*. Wir haben das letztere dieser beiden Elemente zum Merkmal unserer Definition gewählt, weil es das allgemeine ist. Man kann sich auch die roheste, an Instinkt grenzende Leidenschaft des Hasses nicht ohne feindliche Absicht denken, dagegen gibt es viele feindselige Absichten, die von gar keiner oder wenigstens von keiner vorherrschenden Feindschaft der Gefühle begleitet sind. Bei rohen Völkern herrschen die dem Gemüt, bei gebildeten die dem Verstande angehörenden Absichten vor; allein dieser Unterschied liegt nicht in dem Wesen von Rohheit und Bildung selbst, sondern in den sie begleitenden Umständen, Einrichtungen usw.: Er ist also nicht notwendig in jedem einzelnen Fall, sondern er beherrscht nur die Mehrheit der Fälle, mit einem Wort: auch die gebildetsten Völker können gegeneinander leidenschaftlich entbrennen.

Man sieht hieraus, wie unwahr man sein würde, wenn man den Krieg der Gebildeten auf einen bloßen Verstandesakt der Regierungen zurückführen und ihn sich immer mehr als von aller Leidenschaft loslassend denken wollte, so dass er zuletzt die physischen Massen der Streitkräfte nicht wirklich mehr brauchte, sondern nur ihre Verhältnisse, eine Art Algebra des Handelns.

Die Theorie fing schon an, sich in diese Richtung zu bewegen, als die Erscheinungen der letzten Kriege sie eines Bessern belehrten. Ist der Krieg ein Akt der Gewalt, so gehört er notwendig auch dem Gemüt an. Geht er nicht davon aus, so führt er doch darauf mehr oder weniger zurück, und dieses Mehr oder Weniger hängt nicht von dem Grade der Bildung, sondern von der Wichtigkeit und Dauer der feindseligen Interessen ab.

Finden wir also, dass gebildete Völker den Gefangenen nicht den Tod geben, Stadt und Land nicht zerstören, so ist es, weil sich die Intelligenz in ihre Kriegführung mehr mischt und ihnen wirksamere Mittel zur Anwendung der Gewalt gelehrt hat als diese rohen Äußerungen des Instinkts.

Die Erfindung des Pulvers, die immer weitergehende Ausbildung des Feuergewehrs zeigen schon hinreichend, dass die in dem Begriff des Krieges liegende Tendenz zur Vernichtung des Gegners auch faktisch durch die zunehmende Bildung keineswegs gestört oder abgelenkt worden ist.

Wir wiederholen also unseren Satz: Der Krieg ist ein Akt der Gewalt, und es gibt in der Anwendung derselben keine Grenzen; so gibt jeder dem andern das Gesetz, es entsteht eine Wechselwirkung, die dem Begriff nach zum äußersten führen muss. Dies ist die erste Wechselwirkung und das erste Äußerste, worauf wir stoßen. (S. 18ff.)

*Abschnitt 28: Resultat für die Theorie*

Der Krieg ist also nicht nur ein wahres Chamäleon, weil er in jedem konkreten Falle seine Natur etwas ändert, sondern er ist auch seinen Gesamterscheinungen nach, in Beziehung auf die in ihm herrschenden Tendenzen, eine wunderliche Dreifaltigkeit, zusammengesetzt aus der ursprünglichen Gewaltbarkeit seines Elements, dem Hass und der Feindschaft, die wie ein *blinder Naturtrieb* anzusehen sind, aus dem Spiel der Wahrscheinlichkeiten und des Zufalls, die ihn zu einer *freien Seelentätigkeit* machen, und aus der untergeordneten Natur eines politischen Werkzeugs, wodurch er *dem bloßen Verstande* anheimfällt.

Die erste dieser drei Seiten ist mehr dem Volke, die zweite mehr dem Feldherrn und seinem Heer, die dritte mehr der Regierung zugewendet. Die Leidenschaften, welche im Kriege entbrennen sollen, müssen schon in den Völkern vorhanden sein; der Umfang, welchen das Spiel des Mutes und Talents im Reiche der Wahrscheinlichkeiten des Zufalls bekommen wird, hängt von der Eigentümlichkeit des Feldherren und des Heeres ab, die politischen Zwecke aber gehören der Regierung allein an.

Diese drei Tendenzen, die als ebenso viele verschiedene Gesetzgebungen erscheinen, sind tief in der Natur des Gegenstandes gegründet und zugleich von veränderlicher Größe. Eine Theorie, welche eine derselben

unberücksichtigt lassen oder zwischen ihnen ein willkürliches Verhältnis feststellen wollte, würde augenblicklich mit der Wirklichkeit in einen solchen Widerspruch geraten, dass sie dadurch allein schon wie vernichtet betrachtet werden müsste.

Die Aufgabe ist also, dass sich die Theorie zwischen diesen drei Tendenzen wie zwischen drei Anziehungspunkten schwebend erhalte.

Auf welchem Wege dieser schwierigen Aufgabe noch am ersten genügt werden könne, wollen wir in dem Buche von der Theorie des Krieges untersuchen. In jedem Fall wird die hier gesehene Feststellung des Begriffs vom Kriege der erste Lichtstrahl, der für uns in den Fundamentaltbau der Theorie fällt, der zuerst die großen Massen sondern und sie uns unterscheiden lassen wird. (S. 42f.)

*8. Buch, 6. Kapitel, Abschnitt B: Der Krieg ist ein Instrument der Politik*

Nachdem wir bis jetzt bei dem Zwiespalt, in dem die Natur des Krieges mit anderen Interessen des einzelnen Menschen und des gesellschaftlichen Verbandes steht, bald nach der einen, bald nach der anderen Seite haben umsehen müssen, um keins dieser entgegengesetzten Elemente zu vernachlässigen, ein Zwiespalt, der in dem Menschen selbst gegründet ist und den der philosophische Verstand also nicht lösen kann, wollen wir nun diejenige Einheit suchen, zu welcher sich im



praktischen Leben diese widersprechenden Elemente verbinden, indem sie sich teilweise gegenseitig neutralisieren. Wir würden diese Einheit gleich von vornherein aufgestellt haben, wenn es nicht notwendig gewesen wäre, eben jene Widersprüche recht deutlich hervorzuheben und die verschiedenen Elemente auch getrennt zu betrachten. Diese Einheit nun ist der Begriff, *dass der Krieg nur ein Teil des politischen Verkehrs sei, also durchaus nichts Selbständiges.*

Man weiß freilich, dass der Krieg nur durch den politischen Verkehr der Regierungen und der Völker hervorgerufen wird; aber gewöhnlich denkt man sich die Sache so, dass mit ihm jener Verkehr aufhöre und ein ganz anderer Zustand eintrete, welcher nur seinen eigenen Gesetzen unterworfen sei.

Wir behaupten dagegen: Der Krieg ist nichts als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel. Wir sagen, mit Einmischung anderer Mittel, um damit zugleich zu behaupten, dass dieser politische Verkehr durch den Krieg selbst nicht aufhört, nicht in etwas ganz anderes verwandelt wird, sondern dass er in seinem Wesen fortbesteht, wie auch die Mittel gestaltet sein mögen, deren er sich bedient, und dass die Hauptlinien, an welchen die kriegerischen Ereignisse fortlaufen und gebunden sind, nur seine Lineamente sind, die sich zwischen den Krieg durch bis zum Frieden fortziehen. Und wie wäre es

anders denkbar? Hören denn mit den diplomatischen Noten je die politischen Verhältnisse verschiedener Völker und Regierungen auf? Ist nicht der Krieg bloß eine andere Schrift und Sprache ihres Denkens? Er hat freilich seine eigene Grammatik, aber nicht seine eigene Logik.

Hiernach kann der Krieg niemals von dem politischen Verkehr getrennt werden, und wenn dies in der Betrachtung irgendwo geschieht, werden gewissermaßen alle Fäden des Verhältnisses zerrissen, und es entsteht ein sinn- und zweckloses Ding.

Diese Vorstellungsart würde selbst dann unentbehrlich sein, wenn der Krieg ganz Krieg, ganz das ungebundene Element der Feindschaft wäre, denn alle die Gegenstände, auf welchen er ruht und die seine Hauptrichtungen bestimmen, eigene Macht, Macht des Gegners, beiderseitige Bundesgenossen, gegenseitiger Volks- und Regierungscharakter usw., wie wir sie im ersten Kapitel des ersten Buches aufgezählt haben, sind sie nicht politischer Natur und hängen sie nicht mit dem ganzen politischen Verkehr so genau zusammen, dass es unmöglich ist, sie davon zu trennen? – Aber diese Vorstellungsart wird doppelt unentbehrlich, wenn wir bedenken, dass der wirkliche Krieg kein so konsequentes, auf das Äußerste gerichtetes Bestreben ist, wie er seinem Begriff nach sein sollte, sondern ein Halbding, ein Widerspruch in sich; dass er als solcher nicht seinen eige-

nen Gesetzen folgen kann, sondern als Teil eines andern Ganzen betrachtet werden muss, – und dieses Ganze ist die Politik.

Die Politik, indem sie sich des Krieges bedient, weicht allen strengen Folgerungen aus, welche aus seiner Natur hervorgehn, bekümmert sich wenig um die endlichen Möglichkeiten und hält sich nur an die nächsten Wahrscheinlichkeiten. Kommt dadurch viel Ungewissheit in den ganzen Handel, wird er also zu einer Art Spiel, so hegt die Politik eines jeden Kabinetts zu sich das Vertrauen, es dem Gegner in Gewandtheit und Scharfsicht bei diesem Spiel zuzutun.

So macht also die Politik aus dem alles überwältigenden Element des Krieges ein bloßes Instrument, aus dem furchtbaren Schlachtschwert, was mit beiden Händen und ganzer Leibeskraft aufgehoben sein will, um damit einmal und nicht mehr zuzuschlagen, einen leichten handlichen Degen, der zuweilen selbst zum Rapier [Sonderform des Degens, vornehmlich Fecht- und Duellwaffe] wird und mit dem sie Stöße, Finten und Paraden abwechseln lässt.

So lösen sich die Widersprüche, in welche der Krieg den von Natur furchtsamen Menschen verwickelt, wenn man dies für eine Lösung gelten lassen will.

Gehört der Krieg der Politik an, so wird er ihren Charakter annehmen. Sobald sie großartiger und mächtiger wird, so wird es auch der Krieg,

und das kann bis zu der Höhe steigen, wo der Krieg zu seiner absoluten Gestalt gelangt.

Wir haben also bei der Vorstellungsart nicht nötig, den Krieg in dieser Gestalt aus den Augen zu verlieren; vielmehr muss fortwährend sein Bilde im Hintergrunde schweben.

Nur durch diese Vorstellungsart wird der Krieg wieder zur Einheit, nur mit ihr kann man alle Kriege als Dinge *einer* Art betrachten, und nur durch sie wird dem Urteil der rechte und genaue Stand- und Gesichtspunkt gegeben, aus welchem die großen Entwürfe gemacht und beurteilt werden sollen.

Freilich dringt das politische Element nicht tief in die Einzelheiten des Krieges hinunter, man stellt keine Vedetten [kleine, vorgeschobene Kavallerieposten] und führt auch keine Patrouille nach politischen Rücksichten, aber desto entschiedener ist der Einfluss dieses Elements beim Entwurf zum ganzen Kriege, zum Feldzuge und oft selbst zur Schlacht.

Wir haben uns deshalb auch nicht beeilt, diesen Gesichtspunkt gleich anfangs aufzustellen. Bei den einzelnen Gegenständen würde es uns wenig genutzt, unsere Aufmerksamkeit gewissermaßen zerstreut haben; bei dem Kriegs- und Feldzugsplan ist es unentbehrlich.

Es ist überhaupt nichts so wichtig im Leben, als genau den Standpunkt auszumitteln, aus welchem die Dinge aufgefasst und beurteilt werden

müssen, und an diesem festzuhalten; nur die Einheit des Standpunktes  
denn nur von einem Standpunkte aus kann uns vor Widersprüchen sichern  
können wir die Masse der Erscheinungen mit Einheit auffassen, und [...] (S. 329ff.)

Carl von Clausewitz lebte vom 1.6.1780 bis zum 16.11.1831. Er wurde in Burg bei Magdeburg geboren und in Breslau beigesetzt. 104 Jahre später, 1971, wurden seine sterblichen Überreste auf Initiative der DDR-Regierung in eine eigens errichtete Gedenkstätte in Burg überführt.

Clausewitz führte ein bewegtes Leben. Schon mit zwölf Jahren trat er in die preußische Armee ein. Bereits ein Jahr später (1793) stand er zum ersten Mal im Krieg. 1801 wurde er an die Kriegsschule zu Berlin kommandiert. Seine militärische Karriere verdankte er vor allem der Förderung Scharnhorsts, der sich seiner väterlich annahm und ihm nach Abschluss der Kriegsschule die Stellung des Adjutanten des Prinzen August verschaffte. 1806 erlebte Clausewitz mit dem Bataillon des Prinzen die Niederlage von Jena und Auerstädt. Fortan sehnte er sich danach, einen aktiven Beitrag zur Befreiung Preußens zu leisten. 1810 wurde er Lehrer an der von ihm einst besuchten Allgemeinen Kriegsschule. Im Dezember desselben Jahres heiratete er Marie von Brühl. Als Napoleon im Winter 1811/12 die von ihm kontrollierte Staatenwelt gegen Russland mobilisierte und der preußische König ein förmliches Militärbündnis mit Frankreich abschloss, quittierte Clausewitz den Dienst in der preußischen Armee und ließ sich in das russische Heer aufnehmen. Er hatte entscheidenden Einfluss auf die russische Strategie, die auf seinen Rat hin von dem Plan, sich dem Ansturm Napoleons entgegenzustellen, abkam und die Weite des russischen Raumes zu einer elastischen Verteidigung nutzte, woran Napoleon letztlich scheiterte. Er konnte leider im weiteren Verlauf des Kriegs auf Grund seiner Unkenntnis der russischen Sprache nicht in dem Maße aktiv werden, wie er es wünschte. Dafür war ihm ein großer diplomatischer Erfolg beschieden. Es gelang ihm, den preußischen General Yorck davon abzubringen, die russischen Truppen anzugreifen, die die Reste der geschlagenen napoleonischen Armee verfolgten (Konvention von Tauroggen). Der preußische König reagierte darauf mit Empörung und sparte nicht mit Vorwürfen. Nur durch einen Kunstgriff Scharnhorsts gelang es Clausewitz überhaupt, wieder in der preußischen Armee unterzukommen, er wurde zunächst als russischer Verbindungsoffizier in das preußische Hauptquartier kommandiert.

Nach Scharnhorsts Tod entwickelte Clausewitz zu Gneisenau eine ähnliche Freundschaft, wie sie ihn zuvor mit jenem verband. Im Feldzug von 1815 war er Chef des Generalstabs des III. preußischen Korps. Nach dem endgültigen Sieg über Napoleon wurde er unter Gneisenau Chef des General-

stabs der neugebildeten preußischen Armee in Koblenz. Als Gneisenau abgelöst wurde, bekam er einen Vorgesetzten, der ihm wenig zusagte. Mehr und mehr verlegte er sich deshalb auf theoretische Arbeiten und begann schließlich sein Hauptwerk „Vom Kriege“. 1818 eröffnete sich ihm ein neues Aufgabenfeld. Er wurde Direktor der allgemeinen Kriegsschule zu Berlin. Die Aufgabe wurde allerdings zu einer großen Enttäuschung. Clausewitz hatte nur die verwaltungsmäßigen und disziplinarischen Belange zu regeln und war vom Lehrbetrieb völlig ausgeschlossen. Alle seine Reformvorschläge blieben ohne Folgen. Wieder war die theoretische Arbeit sein Trost. 1830 wurde er zum Inspekteur der Zweiten Artillerie-Inspektion in Breslau ernannt und bald darauf Generalstabschef der von Gneisenau befehligten preußischen Armee, die nach der Julirevolution im russischen Teil Polens zur Grenzsicherung aufgestellt worden war. Kurz nach Beendigung dieses Kommandos erkrankte Clausewitz an der Cholera, woran er am 16.11.1831 starb. Er hinterließ ein unvollendetes Manuskript von über tausend Seiten. Dies wurde von seiner Frau bearbeitet und als Buch herausgegeben.

*Vom Kriege* wurde hier nach einer 1991 bei Philipp Reclam in Stuttgart erschienenen gekürzten Ausgabe des Werkes zitiert.



Kathi Beier

## Humanität im Spiegel von Unmenschlichkeit

Zu: Jonathan Glover, *Humanity. A moral history of the twentieth century*, London 2001

Eine Warnung gleich vorweg: Es ist kein Vergnügen, dieses Buch zu lesen. Das liegt allerdings nicht an Stil oder Methode des Autors. Es liegt am Thema selbst. Auf über 400 Seiten vor Augen gehalten zu bekommen, was sich Menschen gegenseitig antun, zu welchen Grausamkeiten und Brutalitäten sie fähig sind, ist kein angenehmes Lektüreerlebnis.

Jonathan Glover, Direktor des Zentrums für Medizinisches Recht und Ethik am King's College in London, verspricht im Untertitel seines Buches eine moralische Geschichte des 20. Jahrhunderts. Es geht ihm nicht um eine Moralgeschichte, also um die Geschichte moralphilosophischer Positionen, sondern um einen moralischen Blick auf die zahlreichen Verbrechen gegen die Menschlichkeit in den letzten 100 Jahren. Schnell wird klar, dass es vor allem ein moralpsychologischer Blick ist, den Glover auf die Geschehnisse wirft. Er reiht sich damit ein in die Fraktion derjenigen vor allem englischen Moralphilosophen, die in der Tradition von G. E. M. Anscombe versuchen, Ethik und Psychologie näher aneinander zu rücken. Durch Rekurs auch auf soziologische, historische und politikwissenschaftliche Erklärungs- und Forschungsmethoden entsteht so eine „dichte“ Ethik, der es darum geht, die Komplexität des menschli-

chen Lebens in ihren Theorien einzufangen. „Dieses Buch ist ein Versuch, der Ethik eine empirische Dimension zu geben“, so Glover im Vorwort. „Es benutzt Ethik, um Fragen an die Geschichte zu richten, und es benutzt die Geschichte, um ein Bild derjenigen Bereiche menschlicher Potentialität zu zeichnen, die relevant sind für Ethik.“ (Glover, S. XII)

Glovers Anliegen ist es, insbesondere psychologisch zu erklären, wie und unter welchen Umständen Menschen fähig sein können, schlimmste Grausamkeiten zu begehen. Wie kann es sein, dass in Ruanda quasi über Nacht ein tödlicher Hass zwischen Hutus und Tutsis ausbricht, der in nur wenigen Monaten eine Million Opfer fordert? Wie ist es möglich, eine Atombombe als Waffe gegen Menschen zu entwickeln und sie dann tatsächlich über japanischen Städten abzuwerfen? Wie soll man verstehen, dass Ideologien wie die von Stalin, Mao oder Pol Pot so viele Anhänger und Handlanger fanden, die eigene Landsleute demütigten, folterten und sogar töteten? Derartige Phänomene sind erklärungsbedürftig, denn sie markieren, so Glovers Ausgangsthese, den Ausnahmezustand menschlichen Handelns, das Abnormale. Grundlegend und typisch für Menschen sei dagegen das, was Glover „moralische Ressourcen“ nennt. Damit meint er einerseits einen Sinn für

unsere moralische Identität, also unser jeweiliges moralisches Selbstverständnis, unsere Ansprüche an uns selbst, z.B. gute Väter oder Mütter zu sein oder niemand sein zu wollen, der Tiere quält. Zum anderen gehöre zum Menschsein aber auch das, was man allgemein als Humanität bezeichnen kann. Humanität äußert sich vor allem im Respekt, den wir vor der Würde anderer Menschen haben, und dem Mitgefühl, das wir anderen Lebewesen gegenüber empfinden. Es ist diese Bedeutung von Humanität, die im Buchtitel angesprochen ist und vor deren Hintergrund Glover die menschlichen Abnormalitäten in den Kriegen und Krisen der vergangenen hundert Jahre analysiert.

Dabei zeigt er zunächst die Mechanismen auf, die beim Kampf Mann gegen Mann dazu führen, dass die moralischen Ressourcen, durch die wir eine natürliche Scheu gegen das Anwenden von Gewalt entwickeln, neutralisiert werden können. Ein effektives rhetorisches Mittel in jeder Armee ist die verbale Distanzierung und Demütigung des Feindes, der als Tier oder als Seuche bezeichnet wird und so seine schützende Würde verliert. Oft ist es die als unwirklich empfundene Atmosphäre des Kampfplatzes oder die Wut über den Verlust eines Kameraden, die Soldaten dazu bringt, Dinge zu tun, von denen sie vorher nie gedacht hätten, dass sie dazu in der Lage sind und die sie auch hinterher nur schwer als ihre eigenen Taten akzeptieren können. Schnell wendet sich Glover aber dem modernen Krieg des 20. Jahrhunderts zu, für den nicht der Nahkampf typisch ist, sondern das

Töten auf Distanz. Das Abwerfen von Bomben fordert nicht Mitgefühl und Respekt heraus, denn die Tötung oder Demütigung der Opfer wird vom Flugzeug aus nicht erlebt. Bei einem lange andauernden Krieg auf Distanz ist stattdessen die moralische Identität angegriffen. Doch auch die kann ausgetrickst werden, etwa im Zuge einer Aufgliederung der Verantwortung. Wer genau ist schuld an den Toten von Hiroshima? Physiker wie Oppenheimer betonten, dass es Aufgabe der Wissenschaftler sei, Entdeckungen zu machen; wie damit umgegangen werde, müssten Politiker entscheiden. Der Politiker Truman überließ allerdings die Entscheidung einem militärischen Ausschuss, der die Verwendung der Bombe angesichts der Kriegslage empfahl. Der Pilot, der die Bombe abwarf, führte seinerseits nur einen Befehl aus. Das Aufgliedern und Abgeben von Verantwortung ist ein psychologischer Mechanismus, der es den Beteiligten ermöglicht, ihre alte moralische Identität unversehrt aufrecht zu erhalten, während sie an Mord und Verbrechen teilnehmen.

Ähnliche Mechanismen der Erosion natürlicher Abwehrhaltungen gegen Gewalt und Brutalität macht Glover bei den drei großen sozialistischen Ideologen des 20. Jahrhunderts ausfindig, deren Massengrausamkeiten nicht unter dem Deckmantel eines Krieges stattfanden. Stalin gelang es, ein Netz von Überzeugungen zu stricken, in dem moralische Einstellungen als „bourgeoise“ galten und Autoritätsglauben kritisches Denken ersetzte. Eine moralische Identität lässt sich in einem solchen Klima nur

schwer erhalten. Anders als in China, wo der geschürte Hass zwischen Maoisten und Dissidenten jeglichen Respekt voreinander abtötete, ging in Kambodscha unter Pol Pot und den Roten Khmer das Mitgefühl durch ein regelrechtes „Training der Grausamkeit“ verloren. Allen drei Systemen, so Glover, war eines gemeinsam: Sie beruhten auf einem harten Konsequentialismus. Die Idee der vollständigen Erneuerung der Gesellschaft sollte mit allen Mitteln, auch gegen jegliche menschlichen Gefühle, umgesetzt werden. Was zählte, war das Ergebnis, die Etablierung sozialistischer bzw. kommunistischer Strukturen. In diesem Sinne schrieb der amerikanische Journalist Walter Duranty, ein Bewunderer Stalins, 1932 in der *New York Times*: „Die Russen mögen hungrig sein und wenig Kleidung und Komfort haben, aber man kann kein Omelett machen, ohne Eier zu zerbrechen.“ (Glover, S. 255)

In einem letzten großen Kapitel seiner Analyse widmet sich Glover der Zeit des Nationalsozialismus. Auch wenn die Zahl der Opfer des Nazi-Terrors geringer war als bei Stalin, Mao oder Pol Pot, behandelt Glover die NS-Zeit besonders ausführlich, denn: „Hitlers Regime betrachten ist wie in die tiefste Dunkelheit blicken.“ (Glover, S. 317) Es ist die Kumulation aller bis dahin von Glover heraus gearbeiteten psychologischen Mechanismen der Neutralisierung und Abschwächung unserer moralischen Ressourcen, die diese Dunkelheit erzeugt. Hitlers Propaganda schaffte es in einzigartiger Weise, menschliche Werte zu defor-

mieren. An ihre Stelle traten „Tugenden“ wie Gehorsam, Disziplin, Stärke und Härte. Im Gegensatz zu den kommunistischen Diktaturen, so Glovers Erkenntnis, wurden diese neuen Ideale nicht konsequentialistisch gerechtfertigt, sondern galten als erstrebenswert an sich. Die Nazis entwickelten eine neue moralische Identität, derzufolge es heldenhaft und bewundernswert war, menschliche Gefühle zu überwinden zugunsten der Erfüllung der „Pflicht“. Das Durchbrechen alter Emotionen wurde zum Problem, das man still mit sich ausmachen musste. Personen, die die gewünschte Skrupellosigkeit nicht so leicht aufbringen konnten, halfen bekannte Strukturen wie Arbeitsteilung und Bürokratie, ihren Moralitätssinn aufrecht zu erhalten und sich gleichzeitig an der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie zu beteiligen. So stellte die Reichsbahn dem Reichministerium, das für den Transport von Juden zuständig war, sorgfältig die Rechnungen für die angeforderten Waggons aus. Für jede Person war ein Ticket dritter Klasse zu bezahlen. Kinder unter zehn Jahren fuhren zum halben Preis, Kinder unter vier hatten freie Fahrt. Für die Reichsbahn war es ein ganz normales Geschäft: Hin- und Rückfahrt für das Wachpersonal, nur Hinfahrt für die Juden. (Glover, S. 350) Auch in anderer Hinsicht arbeiteten die Nazis effektiv. Der Vergleich von Juden mit Ungeziefer und Krankheiten, der Judenstern, die Viehwaggons als Transportmittel für Juden in die Lager – all das führte dazu, dass jüdische Mitbürger nach und nach aus der moralischen Gemeinschaft ausge-



geschlossen wurden. Durch permanente Demütigung und Ausgrenzung wird schließlich eine Distanz erreicht, die bestenfalls jegliches Interesse am Schicksal der Ausgestoßenen auslöscht, schlimmstenfalls jedoch aktive Beteiligung an deren Vernichtung möglich macht.

Glover stellt in seinem Buch auf beeindruckende Weise die Strukturen und Mechanismen dar, die im 20. Jahrhundert dazu geführt haben, dass Menschen zu Mördern an der Menschheit wurden. Die gezielte Abtötung humaner Reaktionen und die durch permanentes unmoralisches Tun verursachte allmähliche Devastierung der eigenen moralischen Identität hatten einerseits zur Folge, dass Soldaten gegen Kriegsrecht verstießen und Staatsbürger gegen die Grundprinzipien menschlichen Miteinanders. Zu Verbrechen gegen die Menschlichkeit wurden andererseits Staatsmänner und Politiker, Generäle und Offiziere dadurch, dass sie ihre Pflicht, Recht und Ordnung zu schützen, mutwillig missachteten und stattdessen das Recht angriffen, indem sie es aushöhlten oder willkürlich neue Rechtsnormen schufen zum Nachteil der Menschen, deren Schutz sie eigentlich zu gewährleisten hatten. Das Verständnis für diese von Glover in den Fokus gerückten Akteure, das man nach der Lektüre seines Buches gewinnt, dient allerdings nicht dazu, sie als Mörder zu entschuldigen. Ihre Lage und ihre Handlungen psychologisch nachvollziehen zu können, bedeutet nicht, ihnen dadurch zu verzeihen. Vielmehr soll das Verstehen zur Vorsicht gegen-

über unseren heutigen politischen und rechtlichen Strukturen führen, gegebenenfalls auch zu deren Veränderung, sollten sie die Wiederholung der bei Glover beschriebenen Verbrechen begünstigen.

So macht Glover am Ende seiner Untersuchung auf eine Reihe notwendiger Voraussetzungen und möglicher Reformen aufmerksam, die seiner Überzeugung nach Bedingung dafür sind, dass die Grausamkeiten des 20. Jahrhunderts für immer der Vergangenheit angehören. Darunter finden sich bekannte Forderungen wie das Durchsetzen einer gemeinsamen Weltpolitik mit internationaler Autorität zur Friedenssicherung und zum Schutz der Menschenrechte oder die Gewährung von Pressefreiheit und freier Meinungsäußerung als Prophylaxe gegen Propaganda. Schon diese Punkte leisten sicher nicht das, was Glover sich von ihnen erhofft. Denn es existierte vor Stalin und Hitler bereits ein Völkerbund, und auch Pressefreiheit schließt Propaganda nicht aus, wie wir im Kosovo-Krieg erfahren haben und wie im letzten Irak-Krieg angesichts der „embeded correspondents“ erneut deutlich wurde.

Bei einem anderen Punkt ist jedoch nicht einmal klar, was Glover eigentlich einfordert. Unter der Überschrift „Ethics Humanized“ bzw. „Reconstructing Ethics“ (S. 406ff.) schlägt er eine erneuerte Ethik vor, die in einer Zeit, da das moralische Gesetz – beschleunigt vor allem durch den Religionsverlust der westlichen Welt – immer mehr verblasse, ohne externe Unterstützung auskommen müsse. In der Diagnose ist sich Glover mit

Autoren wie Nietzsche oder, in neuerer Zeit, Anscombe oder Alasdair MacIntyre einig, die alle darauf hingewiesen haben, dass die moderne Moral auf schwachen Fundamenten steht: Die Sprache der Moral blieb unverändert, „sollen“, „Pflicht“, „Gebot“ und „Verbot“ sind weiterhin zentrale moralische Begriffe, aber der Glaube an Gott, der dieser Sprache Sinn und Bedeutung gibt, ist uns abhanden gekommen. Eine Neubegründung von Moral scheint deshalb unausweichlich. Sie ist möglich, so Glovers Lösungsvorschlag, wenn Ethik bzw. Moralität sich auf menschliche Werte und Bedürfnisse stützt, also aufbaut auf Respekt, Würde und Mitgefühl. Eine solche Ethik, die Gräueltaten zu verhindern helfe, sei glücklicherweise nur eine Ausweitung derjenigen ethischen Grundsätze, die wir im alltäglichen Leben schon beachten, etwa wenn wir Behindertenparkplätze freihalten. Glovers Andeutungen lassen viele Fragen und Probleme offen: Sind Respekt, Würde, Mitgefühl und mo-

ralische Identität tatsächlich geeignet und vor allem ausreichend als Basis für eine neue Ethik? Schließlich hatte Glover auf den 400 Seiten zuvor ausführlich dargelegt, wie leicht die moralischen Ressourcen neutralisiert und aufgehoben werden können, so dass es nicht zu menschlichem Miteinander, sondern zu inhumanem Gegeneinander kommt. Was kann ferner die Psychologie genau zur Neubegründung von Ethik beitragen? Psychologen beschreiben Phänomene. Moralphilosophen dagegen versuchen, universale und allgemeingültige Normen und Werte aufzudecken. Und schließlich: Wie verhält sich Glovers Ansatz zu modernen ethischen Konzepten, etwa einer Tugendethik im Gefolge von Anscombe und MacIntyre? Stellt er eine Ergänzung dar, oder soll er eine Alternative skizzieren? Eine ausführliche Diskussion der Idee Glovers von einer „vermenschlichten Ethik“ steht noch aus. Sie sollte so ausführlich, komplex und lehrreich sein wie seine Analyse der Unmenschlichkeit.

Henning Tegtmeier

## Denken und Handeln

*Nach dem Terror* im Feuilleton

Der deutsche moralisch-politische Diskurs wird dominiert von Gesinnungsethik. Bestimmte Gedanken zu äußern wiegt hierzulande moralisch schwerer als das entsprechende Tun. In kaum einem anderen Feld wird der Hang zu gesinnungsethisch geleiteten Beurteilungen deutlicher als im Diskurs über Terrorismus, und zwar nichts erst seit dem 11. September 2001. Die Beurteilung terroristischer *Akte* und *Akteure* wird weitgehend den Gerichten überlassen. Die Sorge der Öffentlichkeit gilt fast ausschließlich den ‚Unterstützern‘, ‚Sympathisanten‘ und ‚Befürwortern‘, tatsächlichen oder auch nur vermeintlichen. Das bekamen seinerzeit Heinrich Böll, Heinrich Albertz und viele andere zu spüren. Dieser Tage ist es der kanadisch-britische Philosoph Ted Honderich.

Sein „Skandalbuch“ (3sat) *Nach dem Terror* war bereits im Suhrkamp-Verlag erschienen, und zwar in einer Jubiläumsreihe zusammen mit Schriften von Jürgen Habermas, Zygmunt Baumann und anderen. Der Verlag stoppte jedoch die Auslieferung von Honderichs Buch, als das nahezu einhellige Urteil des deutschen Feuilletons lautete, das Buch verleihe dem ‚antisemitischen

Antizionismus‘ seines Autors Ausdruck.

Die ausgeprägte deutsche Wachsamkeit gegenüber Gesinnungen ist sicher nicht grundlos. Sie erwächst aus der historischen Erfahrung, dass die geistigen Brandstifter den physischen typischerweise vorhergehen. Gesinnungen und Überzeugungen sind handlungsleitend. Insofern sind verzernte, monströse oder inhumane Vorstellungen davon, was vermeintlich gut und richtig ist, nicht immer harmlos, besonders dann, wenn ein ‚Vordenker‘ oder eine moralische Autorität sie äußert. Aber hierzulande gilt ein Prinzip der erweiterten Wachsamkeit, die sich nicht nur auf *Vordenker*, sondern auch auf *Nachdenker* erstreckt, nämlich auf solche Personen, welche öffentlich zu verstehen versuchen, was bestimmte Akteure, Gruppen oder ganze Staaten dazu bringt, organisierte politische Gewalt und Terror gegen Dritte zu verüben. Derartige Versuche werden dann gesinnungsethisch be- und verurteilt, d.h. völlig unabhängig davon, dass solche Personen gar nicht zu Gewalt aufrufen, denn diese ist ja schon geschehen. Es reiche schon, so heißt es dann, wenn man Sympathie mit Gewalttätern bekunde, denn diese schließe die Bereitschaft ein, künftige Gewalt zu unter-

stützen. Und der Wille zum Verstehen gilt hier noch allemal als Sympathiebekundung, wie schon mancher Autor hat erfahren müssen.

Offenbar zerstört politische Gewalt zuerst das Unterscheidungsvermögen. Man denke nur an den Wirbel um die Reaktion des Komponisten Stockhausen auf den 11. September. Wozu all die feuilletonistische Aufregung über einen doch offensichtlich deplazierten und politisch irrelevanten Kommentar? Gefahr geht sicher aus von führenden Staatsmännern, die nicht zwischen der Bedrohung durch *ABC-Waffen* und der Bedrohung durch *ABC-Waffenprogramme* unterscheiden können. Sie geht sicher nicht aus von Künstlern, die zwischen einem Terrorakt und einer Kunst-Performance nicht unterscheiden können.

Im Fall Honderich muten die Alarmreaktionen in Deutschland in gewisser Hinsicht besonders merkwürdig an. Denn erstens bringt Honderich nichts vor, was auch nur im entferntesten wie eine Rechtfertigung der Anschläge des 11. Septembers aussehen könnte. Im Gegenteil, er verurteilt die Attentate deutlich und scharf. Allerdings ist er nicht einverstanden mit den Gründen, die manche Politiker für ihre Verurteilung der entsprechenden Akte vorgebracht haben. Für ihn sind die Angriffe auf das World Trade Center nicht deswegen besonders abscheulich, weil sie ein Angriff auf ‚die Demokratie‘, ‚die westlichen Werte‘ oder ‚unsere Lebensform‘, also die

global expandierende Marktwirtschaft waren, sondern weil sie ein brutaler und inhumaner Anschlag auf Tausende von Menschenleben waren. Zweitens ist der 11. September, wie schon der Buchtitel – wenn auch etwas mehrdeutig – zeigt, nicht so sehr Gegenstand als vielmehr Anlass und Auslöser gewesen, moralische Reflexionen auf unsere gegenwärtige politische und vor allem ökonomische Weltordnung anzustellen. Honderich behandelt das Datum als ‚Weckruf‘, und dafür ist es unerheblich, ob das der Sinn der Anschläge war. Thema des Buches ist dann so gut wie nicht mehr der Terror selbst, sondern die extrem ungleiche Verteilung von Grundgütern und Lebenschancen zwischen der reichen ‚westlichen‘ oder besser ‚nördlichen‘ Welt auf der einen und der armen ‚südlichen Welt‘ auf der anderen Seite. Das dann durchaus nicht überraschende moralische Fazit dieser Beobachtungen und Reflexionen ist der Vorwurf, unsere reichen westlichen Gesellschaften seien entweder beispiellos egoistisch und zynisch oder einer kollektiven Selbsttäuschung erlegen, sofern sie sich durch diese massiven Ungleichheiten nicht moralisch beunruhigen lassen, sie für unbedenklich, natürlich gegeben oder auch nur für hinnehmbar halten. Honderich, und das macht das Pathos seines Buches aus, behandelt den 11.09. als Weckruf zur Abkehr von der und zum Widerstand gegen die heutige ökonomische Weltordnung.

Nun wird ihm nicht diese Zielsetzung von wachsamem Feuilletonisten und ihren Echos in anderen Redaktionen<sup>1</sup> zum Vorwurf gemacht, sondern ein Nebenaspekt seiner Überlegungen, was Umfang und Nachdruck der Argumentation angeht, nämlich das Thema Nahostkonflikt. Honderichs diesbezügliche Ausführungen haben für Unruhe gesorgt, weil er beiläufig, aber in dem resoluten Ton, der das gesamte Buch kennzeichnet, vom ‚Freiheitskampf des palästinensischen Volkes‘, von dessen ‚Unterdrückung‘ und ‚Demütigung‘ spricht und der palästinensischen Bevölkerung Israels ein ‚moralisches Recht‘ auf Widerstand einräumt. Gegen Ende des Buches kommt er auf dieses Thema zurück und schließt Selbstmordattentate ausdrücklich in dieses Widerstandsrecht ein. Diejenigen, so schreibt er, „die sich selbst für die Sache ihres Volkes getötet haben, haben sich in der Tat selbst gerechtfertigt.“ Das Bizarre an dieser Formulierung liegt zweifellos darin, dass sie nur vom eigenen Tod der Attentäter handelt und den Tod etwa von israelischen Schulkindern nicht einmal erwähnt. Darin liegt ein manifestes moralisches Defizit seiner moralischen Argumentation. Auch politisch ist Honderich offenbar weitgehend blind für die fatale ‚Dialektik‘ (Mar-

celo Dascal) von Gewalt und Gegengewalt, für den ‚terroristischen Kalkül‘ (Avishai Margalit, Georg Meggle), der die Überreaktion der anderen Seite immer schon mit einplant, für all diese Züge fortgesetzten beidseitigen Terrors, welche die einfache Rollenzuschreibung von Unterdrücker und Widerstandskämpfer ad absurdum führt, ebenso für die noch fatalere Übereinstimmung der Interessen der extremistischen Kräfte auf beiden Seiten des Nahostkonflikts. Dabei sind solche Konstellationen wohlbekannt, z.B. aus Nordirland.

Doch rechtfertigt eine solche Einseitigkeit das Ansinnen, der Verlag möge das schon gedruckte Buch vom Markt nehmen? Kaum irgendwo in der erregten Feuilletondebatte (außer in einer Rezension in der ZEIT) wurde dem *Hauptinhalt* des Buches Aufmerksamkeit zuteil, weder der von Honderich vertretenen Moral der Humanität noch seiner Auseinandersetzung mit den Hauptströmungen der gegenwärtigen Moralphilosophie und schon gar nicht seiner auf breitem Raum vorgetragenen moralischen Kritik an der systematischen Diskriminierung und Ausbeutung der südlichen Hemisphäre, vor allem Afrikas, durch die nördliche. Jetzt ist es für eine breitere Öffentlichkeit zu spät, diese Auseinandersetzung nachzuholen und etwa kritisch zu fragen, wie Honderich von seinen philosophischen Voraussetzungen und dem von ihm angeführten Tatsachenbehauptungen

<sup>1</sup> Ein feuilletonistisches Echo ist ein Feuilletoncontext, der nicht der Stimme eines Feuilletonautors entspricht, sondern dem Widerhall der Stimme eines anderen.

zu seinen z.T. extremen Schlussfolgerungen gelangt. Denn das Buch ist nicht mehr erhältlich. So wird ein Autor paradoxerweise einer Kritik entzogen, der er sich doch hätte stellen können und sollen. Die Reaktion des Verlages ist sicher verständlich; er hat einen Ruf als Verlag Adornos und des Denkens nach Auschwitz, den er nicht aufs Spiel setzen möchte. Doch er steckt in einem Dilemma, denn als Verlag Adornos ist er auch ein Verlag des kritischen Denkens und des offenen Diskurses. *Diesen* zu riskieren war offenbar das kleinere Übel. Was diese Entscheidung über den moralisch-politischen Diskurs in Deutschland verrät, ist schwerer zu

sagen. Den Ruf eines international renommierten Philosophen zu schädigen hat man offenbar manchmal wenig Bedenken. So gilt ein Autor von nun an als Verfechter terroristischer Gewalt, der in seinem Buch keinen Zweifel daran lässt, dass er *organisierten, gewaltlosen zivilen Ungehorsam* für die *einzig* moralisch wirklich unbedenkliche Form politischen Widerstands gegen übermächtige Verhältnisse hält. Eine gerade in deutschen Debatten gepflegte Kultur des Verdachts erhält auf diese Weise neue Nahrung. Dass ferner die Meinungs- und Pressefreiheit hierzulande de facto eingeschränkt ist, kann man offenbar nur zur Kenntnis nehmen.

## Gunther Bachmann

- 1956 in Leipzig geboren
- 1973-75 Lehre als Offsetdrucker, Besuch der Abendakademie der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig.
- 1975-80 Arbeit in der Offsetdruckformherstellung
- 1980-81 Lehre als Steinmetz
- 1982-82 Studium der Bildhauerei an der Hochschule für Bildende Künste Dresden bei den Professoren Jäger und Heinze.
- seit 1987 selbständig tätig als Bildhauer und Zeichner und in der Natursteinrestaurierung.



Warum sollte man den Krieger nicht einen großen, vielleicht sogar einen schönen Mann sein lassen? Nach all der Ideologiekritik muss einmal ein Punkt gemacht werden.

Freilich, wenn ich den Ort besuchen würde, auf dem soeben das römische Heer in Aktion getreten war, oder, wie Menzel, den des preußischen Heeres, würde mir wohl alles vergehen. Aber das könnte auch an meiner Schwäche (und schwachen Selbstbesinnung) liegen.

Also liebes gegenwärtiges Zeitalter, hör' bitte auf, die Weltgeschichte nur über deinen eigenen Leisten zu schlagen!

Gunther Bachmann

## **Autorinnen, Autoren**

*Kathi Beier* studierte Philosophie und neuere Geschichte an der Universität Leipzig. *Kontakt:* [kathi\\_beier@web.de](mailto:kathi_beier@web.de)

*Frank Dietrich* ist Assistent am Lehrstuhl für praktische Philosophie der Universität Leipzig. Sein Arbeitsfeld ist die politische Philosophie. *Kontakt:* [fdietri@uni-leipzig.de](mailto:fdietri@uni-leipzig.de)

*Ulrike Kleemeier* ist Privatdozentin am Philosophischen Seminar der Universität Münster. Arbeiten zu Themen der Sprachphilosophie, Ontologie und politischen Philosophie. Schriften (Auswahl): *Gottlob Frege. Kontext-Prinzip und Ontologie*, Freiburg: Alber-Verlag 1997; *Grundfragen einer philosophischen Theorie des Krieges. Platon – Hobbes – Clausewitz*, Berlin: Akademie-Verlag 2002. *Kontakt:* [U.Kleemeier@gmx.net](mailto:U.Kleemeier@gmx.net).

*Daniel Meßelken* studiert Philosophie und Politologie an der Universität Leipzig. *Kontakt:* [d.messelken@web.de](mailto:d.messelken@web.de).

*Pirmin Stekeler-Weithofer* ist Professor für Theoretische Philosophie an der Universität Leipzig. *Kontakt:* [stekeler@uni-leipzig.de](mailto:stekeler@uni-leipzig.de)

*Markus Wolf* studierte Philosophie und Germanistik an der Universität Leipzig. *Kontakt:* [markus.wolf.1@web.de](mailto:markus.wolf.1@web.de)



# **Impressum**

## **Chefredaktion:**

Peter Heuer, Henning Tegtmeier.

## **Redaktion:**

Kathi Beier, Frank Kannetzky, Markus Wolf

## **Illustrationen:**

Gunther Bachmann

mit freundlicher Genehmigung des Künstlers.

## **Herausgeber:**

ETHOS e.V. Verein für Ethik und Philosophie, Bergerstraße 2,  
04347 Leipzig.

Tel., Fax: 0341/2330829

E-Mail: [tegtmey@uni-leipzig.de](mailto:tegtmey@uni-leipzig.de)

## **Bezug der Zeitschrift:**

Die Zeitschrift erscheint dreimal im Jahr.

Die Gebühr für ein Einzelheft beträgt: € 5,00.

Ein Jahresabonnement (3 Hefte) kostet € 12,50.

Vereinsmitglieder erhalten das Heft kostenlos.

Die Beiträge geben die Meinung der jeweiligen Autoren wieder und entsprechen nicht notwendig der Meinung der Redaktion.

Alle Rechte an den Texten liegen beim ETHOS e.V.

**PHILOKLES-Kontakt:** [tegtmey@uni-leipzig.de](mailto:tegtmey@uni-leipzig.de)

**PHILOKLES-online:** <http://www.philokles.de>